

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .

Das PDF wurde erstellt am: 23.09.2025, 19:14 Uhr.

Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg

24. Jahrgang (1942)

Schönberg (Meckl.): Verlag Emil Hempel, 1942

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1901021211>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Rügenburg

Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

24. Jahrgang

März 1942

Nummer 1

Alle Rechte vorbehalten

Verlag Emil Hempel, Schönberg (Meckl.)



Der Verein führt den Namen:

Heimatbund

für das Fürstentum Rakeburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Hauptpastor H. Rüdiger, Bürgermeister a. D. W. Molzow, Forstmeister P. Kaysing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Meckl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 23 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht.

Geldsendungen für den Heimatbund f. d. Fürstentum Rakeburg auf Postscheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Helmuth Schröder (Bild auf der Titelseite). Eine Plauderei zu seinem 100. Geburtstag. Vom Herausgeber. — Spuren von Siedlern aus dem Vardengau im Lande Rakeburg. Von Dr. Friedrich Allerding, Lüneburg. — Zwei alte Pölinger Geschichten. Von Wilhelm Möller †, Hamburg. — Der Messingbrenner Hans Grundt gegen Jacob Steer in Lauen. Von Fr. Buddin. — Kleine Mitteilungen: Gust. Friedr. Meyer, Brauchtum der Jungmannschaften in Schlesw.-Holstein (Bespr. v. J. Warnke). — Friedrich Schult, Frühes plattdeutsches Kabinett (Bespr. v. H. Bid). — Der Brand von Hamburg im Mai 1842 (Otto Stein). — Zur Geschichte der Familie Wigger in Rühchenbed (Hartwig Holst, Stettin). — Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum (2. Fortsetzung der Spenden).

Das Heimatmuseum am Kirchplatz ist von Mai bis Oktober in der Regel an jedem ersten Sonntag im Monat nachm. von 4—6 Uhr geöffnet. Sonst Meldung beim Hauswart F. Ahlwardt, der im Museumsgebäude wohnt. Eintritt 50 Pfg., Kinder 30 Pfg. Sonderbestimmungen sind im Aushang bekanntgegeben.

1942. g. 418.

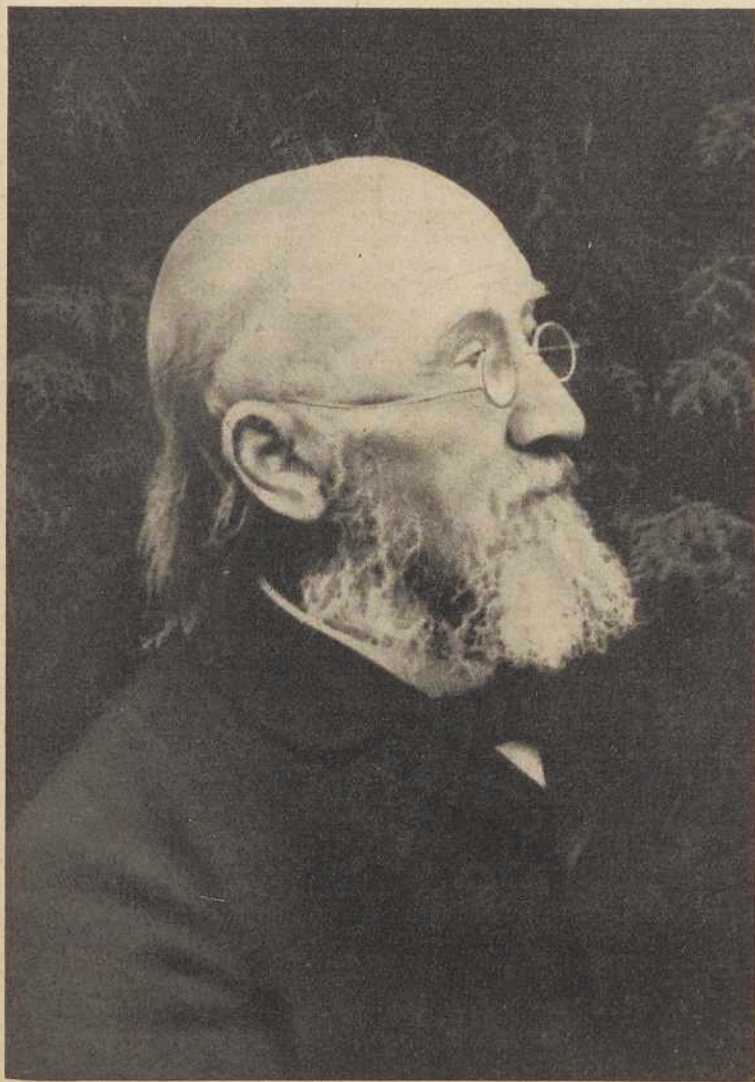
Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rastenburg

24. Jahrgang

März 1942

Nr. 1



Helmut Schroeder

Helmuth Schröder

Eine Blanderei zu seinem 100. Geburtstag

Es war Zufall, daß der Heimatbund seine Mitgliederversammlung vom 10. Dezember 1934 am Vorabend der 25. Wiederkehr des Todestages von Helmuth Schröder einberufen hatte. Aber wir wußten, daß der Hamburger Rundfunk an diesem Abend die Aufnahme einer Erinnerungsfeier in Ribnitz durchgab und daß am nächsten Tage am dortigen Sterbehause unter entsprechenden Feierlichkeiten eine Gedenktafel, die unser lieber alter Schönberger Sangesbruder Ziegler, jetzt Steinmetzmeister in Ribnitz, hergestellt hatte, angebracht werden sollte. Selbstverständlich machten wir unsere anwesenden Mitglieder auf diese Dinge aufmerksam, wenn im übrigen auch in der Tagesordnung eine Gedenkstunde für Hermann Löns, der 1914 bei Reims gefallen ist, also vor 20 Jahren, vorgesehen war. Den Namen Helmuth Schröder kannten wir aus dem plattdeutschen Liederbuch unserer Kinder, das ihn öfter als Textdichter verzeichnet, auch wollten Sangesbrüder wissen, daß seine Lyrik vielfach für Männerchor vertont worden sei. Von Mund zu Mund jedoch ging damals bei uns in Schönberg der Name von Elisabeth Schröder, einer Tochter des Verstorbenen. Wir hatten am 28. und 29. Oktober 1933 mit außergewöhnlichem Erfolg ihr Bühnenstück „Austköst“ von unserer Spielschar aufführen lassen und schauten bereits auf ein anderes, „Dat Hautschapp“, das dann auch am 2. November 1935 gespielt worden ist. Aber mehr noch. Frau Hedwig Lückow, die jüngste Tochter von Helmuth Schröder, hatte ebenfalls Stücke für das Theater geschrieben, u. a. „De Kortleggersch“, een lustig Spill in vier Aftög. Die Niederdeutsche Bühne in Lübeck brachte am 15. Januar 1930 die Uraufführung heraus und wiederholte das Stück auf vielfachen Wunsch nicht nur in Lübeck selbst, sondern auch in der Umgegend, wo es überall seine Zugkraft bewies. In Schönberg hat es die mit dem Heimatbund befreundete Spaldal am 10. Januar 1931 aufgeführt. Einige Jahre später (1935), als bei uns „Dat Hautschapp“ von Elisabeth Schröder über die Bretter gehen sollte, hieß es, daß die Schwester Hedwig ein neues Lustspiel „Dat Heiratsbüro“ verfaßt habe, dessen Uraufführung diesmal von den Hamburgern unter Dr. Ohnsorg erfolgt sei und großen Erfolg verspräche. Auch die Lübecker wären bereits bei der Einstudierung und würden das Stück im Stadttheater geben. Das ist am 19. Oktober 1935 geschehen. Da wir sowieso wegen der Proben zum Hautschapp beieinander waren, faßten wir den Entschluß, die Lübecker Aufführung an Ort und Stelle uns anzusehen und dann weiter zu entscheiden. Nun, wir wurden Zeugen, wie ein vollbesetztes Haus das Lustspiel bejubelte (allerdings angesichts einer ganz vortrefflichen Regie und Rollenverteilung), und wir traten durchaus befriedigt die Heimfahrt an. Aber schon die Besprechungen in den Lübecker Zeitungen der nächsten Tage ließen Gegenströmungen erkennen. Die Neigung der Verfasserin zu mythischen Fragen, wie sie bereits in der Kortleggersch spürbar gewesen sei, läme, so las man, im Heiratsbüro noch verstärkt zum Ausdruck. Die Hamburger hatten durch Herausarbeiten der Vorgänge mit dem Liebestrank und der Ränderpfanne aus dem Lustspiel eine Posse gemacht, wo doch die Dichterin mit Brauch und Glauben ihrer mecklenburgischen Heimat durchaus ernst aufgefaßt sein wollte. Zwar wußten die Lübecker diese Klippen geschickt zu umgehen, doch blieb wahr: hier stießen verschiedene Gefühlsauffassungen aufeinander, die sich nicht verstehen konnten oder wollten. Was hinter den Kulissen sich abgespielt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls setzte in den Hamburger und Kießer Blättern eine Kritik ein, die alles andere als wohlwollend war. Hedwig Lückow zog darauf ihr Stück zurück. Ob das „geschäftsklug“ gewesen ist, mag dahingestellt bleiben. Aber bedauerlich war es jedenfalls,

denn die offenbar hochbegabte Dichterin hat seither die Bühne gemieden, und uns ist wahrhaftig kein Ueberfluß an volksnahen und zugleich talentierten Bühnenschriftstellern beschieden. Wir haben von Elisabeth Schröder dann im folgenden Jahre „Up Starckenhannel“ gespielt (21. 3. 1936) und „Dörch de Zeitung“ 5. 3. 1938, wo Richard Suhr aus Ribnitz uns den Vortrag „Ernst Hamann und Helmuth Schröder, zwei mecklenburgische Lyriker“ gehalten hat. Den Beschluß machte am 25. und 26. März 1939 das köstliche „Fuch, Faslam!“ Dann kam der Krieg.

Helmuth Schröder, der Vater, hat von dem allen nichts mehr erlebt, auch nicht den Eintritt in den Weltkrieg 1914/18. Ich muß eine Erinnerung auf-frischen, die über 40 Jahre zurückliegt. Wir bereiteten den Plattdeutschen Abend vor, der am 31. Oktober 1901 stattfand und von dem ich im Novemberheft 1937 auf Seite 51 kurz erzählt habe. Weil der Winterabend von Wossidlo, der bereits für unser Programm feststand, den Abend nicht füllte, schwebte mir eine Voj von Haas-Szene vor, also ein Zwiegespräch auf der Bühne, wo diese beiden so echt mecklenburgischen Gestalten (in Maske natürlich) über Wossidlos Sammeltätigkeit sich unterhalten sollten. Aber wie das beschaffen? Nun hatte ich im Frühjahr 1901 irgendwo in einer Zeitung gelesen, daß bei Dpiz in Güstrow ein Band plattdeutscher Gedichte erschienen sei, geschrieben von einem gewissen H. Schröder in Völkshagen b. Ribnitz. Kurz entschlossen wandte ich mich an den Dichter in Völkshagen und bat ihn, uns mal so ein „Spiel“, wie wir es benötigten, abzufassen. Weil er Lyriker war, hielt ich ihn für blutjung, fühlte mich selbst aber mit meinen 33 Jahren uralt, als ich mit wohlwollender Geste verlauten ließ, daß wir gerne ein paar Mark für die Arbeit bezahlen würden und wieviel das wohl wäre. Die Antwort blieb aus. Ich ließ meinen Plan fallen und stellte das Programm um, teilte dies aber doch meinem fraglichen Freund mit, damit er sich nicht vielleicht doch noch unnötige Mühe mache. Jetzt, am 22. August 1901, kam der Brief und zwar ein ausführlicher. Er begann: „Min leiw Herr Kolleg, harr min Lütt (damit meinte er seine jüngste Tochter Hedwig) mi nich denken hulpen, if harr, schinderhal, Ehr Sat vergeten. If harr Sie gien dat Lütt Spill maht, un berekend harr id Sei dorfor nix, dat is min Rod' nich. Is mi äower so leiw, wil it noch vel Arbeit vör mi heff.“ Beigelegt war der Sendung ein Band der eben herausgegebenen „Kranz und Strüz“ und ein anderer „As't de Garw giwt“, der bereits — 1880 erschienen war. Beide sollte ich „as Andenken“ behalten. Wie leicht man doch aufs Glatteis geraten kann! Ich hatte ja keine Ahnung gehabt, daß ich mit einem Mann zu tun hatte, der bereits in den Herbst des Ruhestandlers schaute, wo er noch die Früchte zu bergen hoffte, bevor der Winter darüber kam. Diese Früchte waren seine Prosaerzählungen, an deren Veröffentlichung er arbeitete. Aber hätten wir Schönberger nicht um ein Haar aus dem Lyriker und angehenden Epiker einen Dramatiker gemacht? Doch Spaß beiseite. Wer war Helmuth Schröder?

Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Spornitz, im Volksmund Spornitz genannt, liegt am Ostrand der Griesen Segend. Es ist Station der Eisenbahn zwischen Ludwigslust und Parchim, die dann über Waren nach Neubrandenburg weiterführt. Die war allerdings noch nicht fertig, als Helmuth Schröder 1842 hier geboren wurde, aber ein sehr großes Dorf ist Spornitz damals schon gewesen, hatte auch bereits eine dreiklassige Schule, an der sein Vater als Lehrer wirkte. Natürlich nahm der Vater den kleinen Helmuth oft bei der Hand, um ihm auf einer Streife durch die sagenreiche Umgegend, die auch vorgeschichtliche Denkmäler in Menge aufweist, von den alten Rittern zu erzählen, die hier einstmal ihre Kämpfe führten. Das regte die Phantasie des aufgeweckten Knaben mächtig an. Doch der Kleine zählte noch nicht ganz zehn Jahre, da starb ihm der Vater. Es war zu damaliger Zeit für eine Schulmeisterwitwe nicht leicht,

sich mit einer Anzahl von Kindern durchs Leben zu schlagen. Helmuth Schröder wußte davon ein Liedlein zu singen, er war das jüngste zu neun Geschwistern. Aber einen Segen hat ihm die Not gebracht: er lernte arbeiten, körperlich arbeiten. Nach Beendigung der Schulzeit hieß es: Wat nu? Bei seinen reichen Geistesgaben, so meinte man, und bei dem Mangel an Mitteln zu anderer Ausbildung kam doch nur der Beruf des Vaters, Großvaters und Urgroßvaters (die Schulmeisterdynastie der Schröder ist bis 1735 zurückzuverfolgen) in Frage. Aber davon wollte der angehende Jüngling nichts wissen. Er wollte Kaufmann werden, dann hatte er Aussicht, die weite Welt zu sehen!

Wur bunt doch dat Schicksal fleuten kann. Der bereits 16 Jahre alt gewordene Junge wurde, wie es damals so der Brauch war, in eine Präparandenanstalt gesteckt (1858/59), mußte 1860 nach bestandener Assistentenprüfung in Neustadt an einer Privatschule, die fürs Gymnasium vorbereitet, schulmeistern und durfte nach drei Jahren von 1864/66 das Seminar in Neukloster besuchen. Daß er auch im Lehrerberuf seinen Mann zu stehen versprach, geht daraus hervor, daß man ihn nach der Abgangsprüfung an die Stadtschule zu Parchim nahm. Aber nur ein Jahr hielt es ihn hier. „Wischen müßt ich seihn un Holt, Morgenrot un Abendgold,“ schreibt er mal irgendwo. Er flieht aus den städtischen Steinmauern hinaus aufs Dorf. In dem großen Bauerndorf Maglow bei Parchim amtiert er acht Jahre. Hier, auf der Familienstelle, führt er am 15. November 1867 seine treue Lebensgefährtin Henriette Kohn heim, eine Bauerntochter aus Dörgelin bei Dargun. 1875 übersiedelt er nach Goldewin bei Mistorf im Amte Güstrow und endlich 1886 in sein liebes Völkshagen bei Ribnitz. Der häufige Stellenwechsel entsprach gewiß nicht seiner Eigenart, aber es galt eine mit sieben Kindern gesegnete Familie zu ernähren, und da er als Landlehrer damaliger Zeit hauptsächlich auf den Ertrag seines Ackers angewiesen war, mußte er versuchen, sich nach Möglichkeit zu „verbessern“. Jetzt war er in die Gegend der Sagen geraten, also in die Gegend der ehemaligen und teilweise noch heutigen Walddörfer wie Blankenhagen (sein Kirchdorf), Bartelshagen, Wulshagen, Ehmkenhagen, Mandelshagen, Willershagen und was weiß ich sonst noch. Völkshagen, im Kranze schönster Buchen- und Eichenwälder, aber auch in dem würzigen Kiefernduft der Rostock-Ribnitzer Heide und mit dem darüber wegstreichenden Salzodem der nahen Meeresküste, war der rechte Ort, die reichen Schätze seiner Dichterseele zu kristallisieren.

Wann Helmuth Schröder begonnen hat, sein dichterisches Empfinden in die Feder zu nehmen, wissen wir nicht. Aber es muß schon früh geschehen sein, denn er selbst erzählt irgendwo, daß seine geistig sehr regsame Mutter, die Bauerntochter aus dem von Sagen und Brauchtum überquellenden Spornitz, ihn stark beeinflusst habe. Sie ist 2. 4. 1874 zu Bülow bei Güstrow gestorben. Weiterhin wird behauptet, daß er sein erstes Manuskript 1863 vernichtete, nachdem Fritz Reuter, dessen 1853 erschienenen Läusehen un Niemels ihn bereits als Knaben ergötzt hatten, es abfällig beurteilte. Wenn man darüber nachdenkt, wird's verständlich. Erst 1880 ließ er seinen ersten Gedichtband „As't de Sarw giwt“ drucken und gewann damit ein warm befundenes Lob von Klaus Groth. Auch das ist verständlich, denn der Holsteiner Altmeister hörte in den Versen die Musik der Sprache. Obwohl Preise des Allgemeinen plattdeutschen Verbandes weitere Ermunterung boten, erschien der zweite Band „Kranz un Strüz“ doch erst 1899, wo der Dichter bereits in Völkshagen das 60. Lebensjahr überschritten hatte. Jetzt galt es, seine Prosaerzählungen, zu denen der Stoff sicher bereits seit Jahrzehnten bereitlag, druckreif zu machen.

Unsere Verleger wissen: bei mundartlichen Schriften ist keine Seide zu spinnen. So war es ein Glück, daß der große Verlag Otto Lenz in Leipzig von 1904 ab unter dem Titel „Ut Metelbörger Buerhüser“ 3 Bände Schröder

derscher Prosa auf den Markt brachte; es waren Band I „Bi Kröger Bolts“, Band II „Holzen Rife“ und Band III vier kleinere Novellen, darunter „Schulten Fiken“, „Hartnaect“ und „Fritz Köddlins Brutsfohrt“. Mit Ausnahme des letztgenannten, das auf einen heiteren Ton gestimmt ist, sind die Geschichten, mag auch zuweilen bodenständiger Humor den Gang der Handlung durchwärmen, durchwegs ernst, ja düster, im künstlerisch wohl am höchsten stehenden „Hartnaect“ (d. h. „mit hartem Nacken“) sogar erschütternd düster. Eigenartig berührt die Neigung des Verfassers, übersinnlichen Dingen nachzuspüren, wie z. B. in dem so vortrefflich aufgebauten Roman „Bi Kröger Bolts“, wo zum Herausarbeiten der Moral „Alle Schuld rächt sich auf Erden“ eine Gespensterfabel eingesetzt ist. Ich erinnere an den bereits angedeuteten mystischen Zug in den Dichtungen der Tochter. Aber man wolle beachten, daß der Dorfschulmeister Helmuth Schröder Brauch und Glauben seines Bauernvolkes besser kennt als jeder andere medlenburgische Dichter und daß er in die Volksseele zutiefst hineingreift wie niemand sonst. So müssen wir auch, sein subjektives Empfinden natürlich vorausgesetzt, das unbeirrbar Bekennen zum Christenglauben beurteilen, dessen Quelle ihm seine liebe alte Bibel ist.

Häufiges Siechtum, entstanden aus einem Herzleiden und starker Arterienverfälschung, veranlaßten ihn, nach 42jähriger Dienstzeit aufs Altenteil zu gehen. Das war Michaelis 1908. Er zog mit seiner Frau nach Ribnitz in der frohen Hoffnung, sich hier mehr noch als bisher den Seinen widmen zu können. Erfahrungsgemäß hängen die Töchter besonders eng am Vater. Er hatte deren sechs. Der einzige Sohn, als Freiwilliger zu zwölfjährigem Dienst bei der Marine eingetreten, entdeckte seine große heilmagnetische Begabung und meldete sich bald nach seiner militärischen Ausbildung zum Lazarett. Er machte auf verschiedenen Schiffen große Reisen und lernte die Welt kennen. Nach seiner Dienstzeit arbeitete er frei, denn er besaß als Magnetopath die Berechtigung für das ganze Deutsche Reich. Als solcher hat er unendlich viel Segen stiften können, aber seine Zeit war karg bemessen. Dafür schickte er seine Frau als Schwiegertochter in das Esternhaus zu Ribnitz. So waren dem schließlich doch erst 66jährigen Ruheständler die Vorbedingungen gegeben, seinen Lebensabend mit Herbstsonne zu füllen.

Aber sein Schicksal hatte es doch anders bestimmt. Gewiß war es dem rührend bescheidenen Mann eine stolze Freude, als der Großherzog ihm im Herbst 1909 die Medaille für Wissenschaft und Kunst verlieh, die auch Fritz Reuter und Heinrich Seidel tragen durften. Sicher jedoch durchzog ihn ein noch größeres Glücksgefühl, als er, nach zehnjähriger Pause, wieder einen Band plattdeutscher Lyrik gedruckt vor sich liegen sah, wie er ihm aus tiefster Wesenswurzel erwachsen war: „Ut minen lütten Gorden“ (Selbstverlag, in 2. Auflage bei Carl Hinstorff, Rostock), die Krone seiner Dichtungen. Und doch. Möchte auch, um auf ein Beispiel zu zeigen, sein Versuch, die ersten acht alttestamentlichen Psalmen in plattdeutscher Sprache wiederzugeben, wie Orgelton daherbrausen, so klingt es doch auf den letzten Seiten seines letzten Buches wie Todesahnen. Eben hatte er es für seine zahlreichen Freunde als Weihnachtsgruß zurechtgelegt, da hieß es: „Nu is uns oll Helmuth Schröder of hen slafen gahn.“ Den heiligen Abend 1909 hat er im Kreise der Seinen nicht mehr erlebt. Seine Gattin ist ihm erst am 23. August 1924 gefolgt.

Unter den sechs Komponisten, die Schrödersche Lieder vertont haben, ist wohl am häufigsten Hermann Bendix in Damgarten b. Ribnitz vertreten, vor allem mit Männerchören, die ja von den plattdeutschen Gilden dauernd gewünscht werden. Bendix hat auch zu uns Schönbergern Verbindung gehabt, wenn auch nicht direkt mit dem Heimatbund. Das kam so. Wir waren im Begriff, ein Oratorium von Carl Loewe einzuüben: „Das Sühnopfer des neuen Bundes“. Dieses Passionsoratorium, aus dem Nachlaß des

weltbekannten Balladenkomponisten stammend („Archibald Douglas“, „Thom der Reimer“, „Die Uhr“ usw.), lag gedruckt nur im Klavierauszug vor (Loewe ist 1869 gestorben) und mußte aus handgeschriebenem Stimmmaterial gesungen werden, das schwer zu beschaffen war. Hier und auch sonst hat uns Kantor Bendix, der wie alle Pommern auf den Stettiner Meister mit größtem Stolz blickte, mit Rat und Tat geholfen. Es freute ihn, daß wir das Oratorium am 8. und 22. März 1914 in unserer St. Laurentiuskirche aufführen konnten. Manche Leser mögen noch darum wissen.

Aber neben dieser Erinnerung an den Kantor der pommerschen Kleinstadt (er ist 1. 6. 1935 in Dangarten gestorben) sei noch eine andere Geschichte erzählt, nämlich die von dem Domorganisten Professor Bergell in Berlin. Er hat das Herbstlied „Wo sünd de Blaumen bleben“ (aus „Ut minnen lütten Gorden“) komponiert. Man fand ihn (es war im Frühjahr 1912) in seinem Arbeitszimmer am Flügel zusammengesunken, vom Schlag gerührt, tot. Vor ihm lag, eben vollendet, die dritte Strophe des Schröderschen Liedes auf dem Pult:

„So frömd, as nich tau seggen,
Vett Heben mi un Gerd.
Ach, lat' mi teihn un treden!
Ic paß nich mehr hier her.“

Das ist Lüd Segg: Dei lawt wesen will, dei blif dot; dei Snack hebben will, mak Hochtid! Da ist keine der namhaften mecklenburgischen Zeitungen, von den Zeitschriften noch ganz zu schweigen, gewesen, die nicht des heimgegangenen Dichters gedacht hätte. Ernst Hamann, wohl immer noch der feinste mecklenburgische Lyriker, schrieb in einem langen Nachruf der Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg (Februar 1910): „Mit Helmuth Schröder wurde der unwüchsigste, bodenständigste und wurzelechteste unserer plattdeutschen Dichter zu Grabe getragen; denn das Plattdeutsche war wirklich seine Muttersprache. Wenn ich mich durch die Dede der alljährlich erscheinenden, plattdeutsch sein wollenden Nachwerke hindurchgearbeitet habe, lese ich zur Erholung ein Kapitel „Ut Meckelbörger Buerhüser“, das mundet wie ein Trunk aus reinem, kristallklarem Born.“ Oder wenn darin die gute alte Zeit gelobt wird, wo noch keine Kluft gähnte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer:

Wo sünd de Tiden bleben,
Wo noch de Deern un Knecht,
Jußt as tau Gott inn Heben,
Laum Bur hebbt „Vadder“ seggt?
Wo üm Macheil all Abend
Hebbt bläkt de höltern Hunn,
Un noch na Fiertidabend
De blanke Flaß is spunn? —

Was Helmuth Schröder als Mensch war, umfaßt kein Geringerer als Gorch Fock mit einem so umfangreichen wie warm empfundenen Gedewort in der unser niederdeutsches Schrifttum führenden Hamburger Zeitschrift „Quickborn“ (April 1912), wo er die trefflichen Sätze schreibt: „Dei is mehr as een Geschichtenschieber un Leedermoker; hei is ganz Krist, is ganz een Plattbütschen, is ganz een von Dörpen un is ganz een Dichter!“

Hd.

Spuren von Siedlern aus dem Bardengau im Lande Rakeburg

Von Dr. Friedrich Allerding

Mit seiner gewaltsamen, durch die mehr als dreißigjährigen blutigen Sachsenkriege erzwungenen Eingliederung in das erste großgermanische Reich Karls des Großen wurde das Niedersachsenland nordöstlicher Eckpfeiler des Reiches und Grenzmark gegen die in den ehemaligen germanischen Kulturraum östlich der Elbe vorgebrungenen wendischen Völkerschaften. Unter den Billungern zu einem starken Bollwerk sächsischer Macht ausgebaut, hielten die sächsischen Grenzgaue an der Elbe viele Jahrhunderte erfolgreiche Wacht gegen Osten und wurden dann unter Heinrich dem Löwen Ausgangspunkt jener großartigen mittelalterlichen West-Ostbewegung, die weite Teile des in den Stürmen der Völkerwanderungszeit verlorengegangenen altgermanischen Bodens für immer dem Reiche zurückgewann.

Bardowick, der alte Borort des Bardengaues, und die Lüneburg, die trutzige Billungerfeste auf dem Kalkberg, waren die sächsischen Hauptstützpunkte in dem erbitterten Ringen zwischen Sachsen und Wenden, in dem die stärkere Kraft des germanischen Schwertes und Pfluges den Sieg über die Slawen davontrug. Schon in seinem berühmten Diederhosenener Kapitular von 805 hatte der Frankenkaiser Karl Bardowick mit dem dahinterliegenden Elbübergang bei Artlenburg (Erteneburg) zu einem der Handelsplätze im Sachsenlande bestimmt, die für den Verkehr mit den Slawen freigegeben wurden. Der befestigte Ort wird gleichzeitig auch dem Grenzschutz gedient haben. Der Bardowicker Handel wurde durch die unruhige Nachbarschaft der Wenden und die Kriege, die Kaiser Karl mit den Dänen zu führen hatte, stark beeinträchtigt. Unter seinen schwächlichen Nachfolgern vermehrte sich die Unsicherheit noch. Ein grundlegender Wandel trat erst ein, als König Otto der Große die Grenzverteidigung Hermann Billung übertrug und ihn zum Sachsenherzog machte. Hermann errichtete die Billungerburg auf dem Kalkberg zu Lüneburg und betrieb als treuer Hüter der Grenzmark eine kraftvolle Ostpolitik, welche die sächsische militärische Macht weit über die Elbe ins Wendenland hinein ausdehnte. Der Bardengau mit Lüneburg und Bardowick, das ebenfalls eine Burg hatte, waren der geschichtliche Boden, von dem aus diese Vorstöße unternommen wurden. Mit der Kraft seiner Varden, der Männer aus dem Bardengau, hielt nach dem Zeugnis Helmolds der Billungerfürst Benno noch den Schatten einer sächsischen Herrschaft aufrecht, als die slawische Flut erneut gegen die Grenzmark anbrannte. Hermanns Nachfolger aus dem Hause Billung waren weniger erfolgreich als ihr starker Ahnherr. Unter dem Enkel, Herzog Bernhard, brach jener furchtbare Slawenaufstand los, der die rechtselbischen Bistümer Hamburg und Oldenburg in Wagrien (östliches Holstein) hinwegfegte. Hamburg wurde dabei 1013 bis auf den Grund zerstört. Der letzte Billunger Herzog Magnus stellte die deutsche Herrschaft im überelbischen sächsischen Gebiet wieder her und machte Rakeburg zu einem vorgeschobenen Stützpunkt sächsischer Macht. Eine eigentlich starke Ostpolitik beginnt aber erst wieder unter Lothar von Süpplingenburg, der das Hermann Billung'sche Erbe aufgriff und seine Wendenzüge bis weit nach Pommern hinein ausdehnte. Seine große völkische Sendung erfüllte der sächsische Stamm unter dem genialen Sachsenherzog Heinrich dem Löwen, der in mächtigen und entscheidenden Vorstößen ins Wendenland den Widerstand der Feinde endgültig brach und dem ungehinderten Zustrom niederdeutscher Einwanderer die Wege ebnete. Dem siegreichen Schwert des Ritters folgte der Pflug des Bauern, und es begann nun jene großartige Epoche deutscher

Geschichte, in der die Ostlandfahrer aus den Weiten der niederdeutschen Ebene von der Elbe bis an die Küsten Hollands und Flanderns aufbrachen, um den altgermanischen Kulturboden zwischen Elbe und Weichsel, in den sich in der Völkerwanderungszeit die slawische Flut ergossen hatte, in Besitz zu nehmen. Sie machten das Gebiet, wo einst ostgermanische Stämme ge-
essen hatten, zu einem niederdeutschen Land.

An dieser größten Tat des deutschen Mittelalters hatte auch der Bardengau, der als Grenzgau die Hauptlast der Kämpfe getragen hatte, seinen wohlbemessenen Anteil. Die Ritter- und Burgmannengeschlechter des Lüneburger Landes, die dem Löwenherzog bei seinen Kriegszügen treue und wädrere Hilfe geleistet hatten, wurden reich mit rechtselblichem Grundbesitz belehnt und entsandten ihre jüngeren Söhne in die neuen Gebiete nach Mecklenburg und Pommern.*) Heinrich von Botwede, der von dem Löwen 1142 mit der neu gegründeten Grafschaft Raseburg belehnt wurde, stammte aus Botwede bei Ebstorf, dessen Kloster vermutlich von ihm oder aus seinen Besitzungen gestiftet worden ist. Alten Lüneburger Ministerialengeschlechtern gehörten auch die Familien der Schack, Grote, v. Lüneburg, Schorlemer und Medingen an, die zum Teil noch heute östlich der Elbe begütert sind. Unter den Unterzeichnern von Akten, die im Lande Schwerin im 13. Jahrhundert vollzogen wurden, findet sich eine ziemliche Anzahl von Geschlechtern aus dem Bardengau, so u. a. Gevehardus de Lüneburg, Wernerus de Lowenburg (Lauenburg), Fridericus de Eberinge (von Ebern bei Lüneburg). Auch die Namen Hermannus de Rodenbeck (wohl von Radenbeck bei Lüneburg), Thidericus de Neken (Necke) und Brunwaldus und Detlevus Juvenis vom Geschlecht der Lüneburger Burgmannenfamilie Mint bezeugen die starke Einwanderung, die gerade aus dem Bardengau erfolgte. Der Stader Gegend entstammen die z. T. auch heute in Mecklenburg oder Pommern ansässigen Geschlechter der York-Schnakenburg, v. Schwinge, v. d. Lübe, v. der Osten und v. Düring. Durch den Massenstrom niederdeutscher Bauern und Bürger, die den Rittern folgten, erhielt der deutsche Wall im Osten die genügende Stärke und Festigkeit. Neben den Holsten und Dithmarsen, Ost- und Westfalen, Friesen, Niederfranken, Flamen und Holländern zogen damals auch viele Bauernjöhne aus dem Bardengau und den angrenzenden niederländischen Bezirken von ihren eichenumrauschten Höfen ostwärts, um sich eine neue Heimat zu suchen. Mit sich nahmen sie über die Elbe ihre angestammte Niedersachsenart, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche, ebenso aber auch ihre altgewohnten Bezeichnungen für Feld, Wald und Flur. Die Spuren dieser Bauern, deren Blut in der niederdeutschen Bevölkerung des neuen Siedlungsraumes weiterlebt, lassen sich noch heute in den Flurnamen der von ihnen neu besiedelten Gebiete erkennen, wenn auch natürlich eine Unterscheidung nach genau abgegrenzten Herkunftsgenden außerordentlich schwierig ist. Zu den beweiskräftigsten Zeugnissen, welche die Siedler aus dem Bardengau als Ostlandfahrer uns hinterlassen haben, gehören einige Ortsnamen. So begegnet uns der Name Bardowick, des alten Bororis im Bardengau, wieder in dem Dorfnamen Bardowick im Lande Raseburg. Leider läßt sich dieses ostelbische Bardowick urkundlich nicht über das 14. Jahrhundert hinaus zurückverfolgen. Es handelt sich aber wohl unzweifelhaft um eine Gründung bäuerlicher Siedler aus der ehemaligen Bardenhauptstadt, wobei dahingestellt bleiben mag, ob

*) In meiner vor zwanzig Jahren erschienenen Dissertation (Die Flurnamen des Fürstentums Raseburg, Klost. 1924) habe ich auf Anregung von Universitätsprofessor Dr. Leuchert zum erstenmal den Versuch gemacht, mit Hilfe des alten Namensgutes der Flurnamen die Herkunft der Siedler in diesem Teil der ehemaligen Grafschaft Raseburg festzustellen.

die Ansiedlung vor oder nach der Zerstörung Bardowicks durch Heinrich den Löwen (1189) erfolgt ist. Daß nach dem Fall der Stadt eine Abwanderung in diese Gegend stattfand, beweist eine Bemerkung in Schlövkens Bardowicker Chronik, die berichtet, daß die „noch übrigen fürnehmten Familien nach Lübeck gezogen“ seien. Unter Verufung auf eine Lüneburger Chronik teilt der Bardowicker Chronist ferner mit, daß kirchliche Einrichtungsgegenstände, Kleinode und Glasfenster aus Bardowick in den Dom von Rabeburg geschafft worden seien. Wie Bardowick haben auch die rabeburgischen Ortsnamen Bünsdorf (urkundlich bezeugt schon 1158) und Stove ihre Entsprechungen im Bardengau im Kr. Nelzen (Bünstorf) und ehemaligen Kr. Winßen a. d. Luhe (Stobe). Einwandsfrei deuten auf die Herkunft ihrer Träger die Familiennamen „Bardowick“ und „Lüneburg“ hin, die unter der bäuerlichen Bevölkerung Rabeburgs im Mittelalter mehrfach bezeugt sind. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß sich auf einer Flurkarte des rabeburgischen Dorfes Schlagbrügge der Flurname „Auf der Lüneburg“ findet. Es liegt nahe, zu vermuten, daß Siedler aus der Gegend von Lüneburg in Erinnerung an die hochragende Billungerdeiste auf dem Kalkberg diesen Namen in ihre neue rechtselbische Heimat mitgenommen haben. So einfach ist die Sache aber nicht. Denn G. v. Benoit, der diese Karte um 1807 schuf, suchte auf einer älteren Flurkarte von 1797, die als sehr „unleserlich und zerrissen“ bezeichnet wird. Es ist also immerhin möglich, daß ihm bei der Entzifferung dieses Flurnamens ein Irrtum unterlaufen ist, zumal da für das gleiche Flurstück im Volksmund die Bezeichnung „Lütenborg“ überliefert ist. Ob es sich hierbei um eine volksetymologische Umdeutung aus ehemaligem „Lüneburg“ handelt oder um einen Irrtum Benoits, ist schwer zu entscheiden. Spuren einer früheren Burg oder von irgendwelchen Befestigungen sind an der betreffenden Stelle jedenfalls nicht mehr zu erkennen. Ein anderer Flurname, das einige Male in der Flur von Campow und Neuhoß in der alten Vogtei Schlagsdorf vorkommende „Bodendiel“ (auch in Zusammensetzungen), mag auf den alten, zwischen Nelzen und Wittingen gelegenen, wohl schon um das Jahr 1000 vorhanden gewesenen Ort Bodenteich oder das alte Rittergeschlecht von Bodendite hinweisen. Von den weiteren Flurnamen Rabeburgs kann vielleicht auch das häufige Wort „Breide“, die Ackerbreite, Anhaltspunkte für eine Besiedlung aus dem Bardengau oder dem benachbarten Sturm- und Loingau geben, wo die Acker durchweg in Breiten eingeteilt waren. Daß das Grundwort „Breide“ bei der großen Ostsiedelung des Mittelalters in seiner Bedeutung als Ackermaß durchaus noch lebte, zeigt folgender urkundliche Beleg aus dem Rabeburgischen vom Jahre 1396—1397: „ene breiden akers up deme velde to Karlow, de dar ghenomet is de Timmenbrede.“

Noch lohnender als die Flurnamen sind die älteren bäuerlichen Familiennamen für den Nachweis des Einflusses, den der Bardengau auf die Besiedlung des Rabeburger Landes hatte. Unter den von Archivrat Dr. Endler, Neustrelitz, in „Volk und Rasse“, Heft 3, 1930 zusammengestellten bäuerlichen Familiennamen im Rabeburgischen für die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege findet sich neben den schon erwähnten Namen „Lüneburg“ und „Bardowick“ eine Reihe weiterer Herkunftsnamen, die einwandfrei die Abstammung ihrer Träger aus dem Bardengau bzw. den benachbarten sächsischen Gauen bezeugen. Es gehören hierher die Familiennamen Boye (Herkunftsört Boije, Kr. Celle), Borne (Born, Kr. Nelzen), Gülstorf (ehem. Kreis Bledede, der ein Teil des alten Bardengaus war), Hiddejad (Hidder, Koldeborn (Colborn, Kr. Lüchow), Soltowemann, Soltmann (der Mann aus Soltau), Stobemann (von Stobe, ehem. Kr. Winßen/Luhe), Winhusen (von Wienhausen bei Celle oder auch von Winßen, das aus älterem Winhusen entstanden ist) und endlich Zelle (von der alten Herzogsstadt Celle). Außerdem tritt auch der Familienname „Zsernhagen“ (nach dem

Ortsnamen Ifernhausen im Kr. Burgdorf) im Lande Rakeburg auf. Da es in der ersten großen Besiedlungszeit unter Heinrich dem Löwen noch keine bäuerlichen Familiennamen gab, wird es sich wohl um spätere Neusiedler gehandelt haben, hielt doch der Zug nach dem Osten in den folgenden Jahrhunderten noch unentwegt an. Zweifellos dürfen wir aber gerade in dem nicht seltenen Vorkommen von Siedlernamen aus dem Bardengau eine Bestätigung dafür erblicken, daß dieser auch bei der ersten Besiedlung einen namhaften Anteil an der Kolonistenzahl gestellt hat. Die ersten Einwanderer werden begreiflicherweise aus dem Kreis ihrer eigenen Geschlechter und Dorfgemeinschaften in der alten Heimat immer neue Nachzügler nach sich gelockt haben. Die meisten der angeführten bäuerlichen Namen, die Abgabenregistern und Auflassungsbüchern aus der Zeit von 1400—1600 entstammen, kommen unter der bäuerlichen Bevölkerung Rakeburgs heute nicht mehr vor. Ihre Träger mögen in der männlichen Linie ausgestorben oder die Höfe in den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges in andere Hände übergegangen sein. Aber mit den übrigen Einwanderern aus Holstein und Westfalen haben auch sie dazu beigetragen, aus dem schönen Rakeburger Land ein echt niederdeutsches Bauernland zu machen.

Der Bardengau setzte für die Wiedergewinnung des deutschen Ostens, diese stolze und größte Aufgabe unserer mittelalterlichen Geschichte, nicht nur die Schwertmacht seiner tapferen Mannen, sondern auch die Volkskraft seiner langobardisch-sächsischen Bevölkerung mit ein und trug seinen Teil bei zur Erfüllung der gewaltigen Mission, deren Träger der Sachsenstamm in jenen Tagen war. Der große Sachsenherzog Heinrich der Löwe, der niedersächsische Ritter und der niedersächsische Bauer, aber auch der niederdeutsche Bürger in der glanzvollen Hansezeit schufen damals die Grundlagen, auf denen später nach seinem gänzlichen Zerfall und der Verlagerung des politischen Schwergewichts nach Osten das Reich in neuer Herrlichkeit entstehen konnte.

Die Erinnerung an diese Großtat deutscher Geschichte lebt fort in einem alten niederländischen Volkslied:

Naar Oostland wille wi ryde,
 Naar Oostland wille mi mee (mit),
 Wol over de groene heide
 An eine betere stee (Stätte).

*

Eine Anmerkung des Herausgebers. Im Lauenburgischen Heimatverlag zu Rakeburg ist vor Jahren von Dr. Hans Ferd. Gerhard ein Buch „Federzeichnungen zur Lauenburgischen Geschichte“ erschienen, aus dem wir in den von uns herausgegebenen Quellen der Heimat“ unter dem Titel „Naar Oostland willen wy ryden“ einen Ausschnitt nachdrucken durften. Unser Heft nennt sich „Siedlung, Wirtschaft und Recht im Mittelalter“ (1925, Reihe D, Heft 5) und kann für 20 Pfg. von uns bezogen werden. Es behandelt das hier zur Rede stehende Thema in dichterischer Form.

Bd.

Zwei alte Palingen Geschichten

Von Wilhelm Möller †

1. Spuk

Spuk gibt es nicht nur im Berliner Schlosse und in alten Burgen, sondern auch in abgelegenen Dörfern. Auch das Dorf Palingen kennt in seiner Feldmark Stellen, an denen es „nicht geheuer“ ist. Eine solche Stelle ist die Grenze zwischen Palingen und Herrnburg. Hier kreuzt ein kleines Bächlein, „de Stäärbät“, den Weg. Eine Brücke führt hinüber, die war in meiner Jugend nur eine Wagenspur breit und hatte kein Geländer. Nur ein wenig Gebüsch stand links und rechts der Brücke.

Damals wohnte in Palingen der Sattler, Tapezier, Musiker und Barbier Heinrich Mette. Seine mannigfaltigen Gewerbe führten ihn oft in die Nachbardörfer, auch nach Herrnburg.

Als er eines Tages im Spätherbst dort gearbeitet hat, sitzt er am Abend noch ein Stündchen mit einigen „Freunden“ bei einem Glase Bier. Dabei verabreden diese „Freunde“, dem Palingen einen Streich zu spielen. Einer soll vorausgehen und ihm auf der schmalen Brücke der Stäärbät in ein Bettlaken gehüllt als Gespenst den Weg versperren. Es wird gemacht, und bald darauf tritt auch Heinrich Mette seinen gewohnten Heimweg an. Die übrige Gesellschaft bleibt sitzen, um das Ergebnis dieses „Spaßes“ abzuwarten.

Mette geht ahnungslos seinen Weg. Es ist inzwischen stockfinster geworden. Der Weg senkt sich etwas zum Bache hinab. Das Gebüsch hindert jeden Ausweg und Ausblick. Da steht plötzlich dicht vor ihm auf der Brücke eine hohe, weiße Gestalt und versperrt ihm den Weg. Mette zuckt im ersten Augenblick zusammen. Dann ruft er laut „Mach Platz!“ Das Gespenst bleibt mit ausgebreiteten Armen stehen. Ohne erst zum zweiten und dritten Male aufzufordern, packt Mette das Gespenst mit festem Griff in die Rippen, stößt es durch das Gebüsch in den Bach hinein und setzt seinen Weg fort. Heulen und Schimpfen schallt hinter ihm her und verrät ihm zugleich, wer von seinen „Freunden“ ihm den Streich gespielt hat.

Das „Gespenst“ rappelt sich aus dem Bache heraus, eilt triefend und zäpneklappernd Herrnburg zu, geht aber nicht zu seinen Freunden im Wirtshause, sondern zu seiner Mutter, die den nassen und „verflaamten“ Mann ins Bett bringt und mit Kamillentee und einer gehörigen Strafpredigt traktiert.

Die andern warten unterdes auf den Ausgang der Sache; es erscheint aber weder der Palingen noch der Herrnburger. Wohl aber kommt ganz unerwartet die Mutter des Herrnburgers zur Tür herein und hält dem „Tafeltüüg“ eine derbe Standrede dafür, daß man ihrem Jungen so etwas „angeshüunt“ hatte.

2. Räuber

Diese zweite Geschichte ist noch älter als die vorstehende. Ich habe sie von meinem Vater, sie stammt aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Auch sie spielt an der Grenze der Dorfmark Palingen, nämlich dort, wo der Schleichweg von Palingen nach Wesloe und Lübed den Landgraben überquert und sich durch die dicht bewaldeten Wälder der „Alten Landwehr“ Lübeds hindurch schlängelt.

Diese Gegend ist weniger durch Spuk als durch räuberische Überfälle berühmte. Diese räuberischen Überfälle wurden aber immer an alten Frauen aus der Hirtenkate, dem Armenhause des Dorfes, verübt; ihnen wurde „die Geldtasche vor dem Leibe weggerissen“, und sie hatten dann einen Vorwand, im Dorfe betteln zu gehen. Die Produktenhändler des Dorfes, die jeden Mittwoch und Sonnabend mit einer Tasche voll Geld vom Markt in Lübed

kamen, sind nie beraubt worden. Immerhin gebrauchten auch diese die Vorsicht, stets mit mehreren zusammen zu gehen, denn etwas unheimlich war die Gegend.

An einem dunkeln Wintermorgen geht in aller Frühe ein Pälinger nach Lübed. Als er den Landgraben überschreitet, sieht er im ersten Morgengrauen, daß ihm jemand entgegenkommt. Er will eine Begegnung gerade an dieser Stelle doch lieber vermeiden und stellt sich ein paar Schritte seitwärts vom Fußwege hinter einen Baum. Der andere aber hat den Pälinger auch schon wahrgenommen, und daß derselbe sich hinter einem Baum versteckt, ist ihm besonders verdächtig. Soll er weiter gehen? — Soll er umkehren? — Er stellt sich auch hinter einen Baum. So stehen die beiden gegenseitig auf der Lauer. Es vergeht eine Viertelstunde — nach ihrem Ermessen eine Ewigkeit — da lugen beide einmal gleichzeitig hinter ihrem Baum hervor und — es ist schon etwas heller geworden — erkennen sich: sie sind beide Pälinger, gute Freunde und Nachbarn, und beide heißen Mette. Mit einem Gefühl der Erleichterung und zugleich der Beschämung schütteln sie sich die kalten Hände. „Dat weir nich nöddig west,“ sagen beide, und jeder setzt seinen Weg fort.

Der Messingbrenner Hans Grundt

reicht beim Domkapitel in Raseburg eine Klage ein wider Jacob Steer in Lauen und den Windmüller daselbst.

Die Adresse: Denen Hochedelgeborenen Hochwürdigem Gestrengem Besten Hochgelehrten Herrn Thumbprobsten, Thumbbedeand, Seniore und gesambten Capitulari des Stiftes Raseburgk großgeneigte Herrn in Raseburgk.

Der Brief: Großgeneigten Herrn, kann ich anderseitig in Unterdienstlichkeit ohnangefügt nicht lassen; es haben sich auch dieselben auß hiebevorn gethaner Einlage zu erinnerlichem gemüthe zu führen, welcher gestaltdt ich endtsbemeldeter, arbeitsambter Mann, einem unter dero Böttmägigkeit zum Drögen Löwen¹⁾ gezeenen Einwohner, nahmens Jacob Steer,²⁾ seinen daselbst belägänen Katen auf Zehen Jahr (den anfang von Michaelis des verflozenen 1644ten anzurechnen) abgeheuert,³⁾ allsolchen als durch ieszige, schwierige Kriegs-Injurien, mehrentheils ruinirte, durch Aufsetzung eines Kachelofens, Einsetzung neuer Fenster, ergänzung dessen, was zerschlagen und zernichtet, und in einem Begriff zu reden, meliorir⁴⁾: und verbesserung aller daran erschienenen Mängel, in einen beßeren Standt gerichtet, die dahinter belägäne Würde⁵⁾ mit 3 Fuder Strauch einzäumen lassen, solche mit 3½ Scheffel Rogken Winterjaat besäet, als auch auf die Mistweidung nicht ein geringes gewandt, sintemahl bey die 34 Fuder Miß, den Aker damit zu bedüngen, ich jedesmahl darauf führen lassen, gebabter Kürze halber nun, weiß ich fürwahr, daß ich bei die Hundert Reichsthaler darin gesteket, in dāme ich mir eingebildet, mit cakirung der geleerten Messingbrennerey, weil ich durch das Schmelzen auch Hammern und Dämmen der Hamer, sehr an meinem Gesicht und gesundtheit des gehörs geschwächet, in wehrender zähnjähriger Frist mich ruhiger Tage zu pflagen, und mein Leben zu beschließen. Nachdemmahln mir aber die erste gewonnene Erndte nicht zu theil, sondern dieselben ganz und gar durch die militariße Insolektion⁶⁾ ohnig geworden, habe ich, wieder meinen Dank, zur Vergung meines Lätens, die Messingbrennerey, mit Quiterung des Katens und Erlägung der verglichenen jährliche Feuer,⁷⁾ wiederumb ergreifen müssen, zu vorn aber die Würde mit 3½ Scheffel Rogken Winterjaat besäen lassen, und wie ich die Erndte dero dem Windtmüller daselbst zuschlagen und umb einen gewissen Goldeswerth überlassen wollen, hat sich Steer dem da-

wieder gefeket, mit fürgeben; er jure possessionis⁸⁾ hierzu berechtiget wehre, welchen der Windmüller, als sein izige inquisiens.⁹⁾ böß Geblüth und saures Gesicht zu vermeiden, gerne gewichen, ich auch gerne hebenden Friedens, nur in Güte mit ihm zu lehen geschehen lassen und umb eins für alles umb 10 Rthl mit ihm einig geworden: Welche Zehen Reichs Thaler, weil er sie auf oftmaliges Beschehrens annahmen nicht abgeben, sondern mich nur mit einem Hundtbrodt, als Bezahlung der Winterjaat, davon mir der Scheffel 26 ß gekostet, des Pflügelohns und für 6 Fuder mist, (für den Zaun aber nichts) abzuweisen gemeinet, die zehn Rsth aber gar verneinen und also das gewissen an einen Nagel henden und die Christliche Liebe, die, möglich!, gar in ihm erloschen hinter sich setzet, bin ich endlich veranlaßet, Ew. Hochedelgeboren Hochwürdigen gestrengen dieses alles clagend fürzutragen, welche mir denn zuerkennet, daß mir Steer die Mißweidung, Pflügelohn, in Zäumung der Wühdrt, und denn die Saat zu bezahlen gehalten seyn sollte, maßen sie es ihm auch durch den Verwalter Gerdt Hadelern, als der dieses Handels nächst mir, auch beyde Gebrüder Hans Claus, Paur-Boigte zur Lockwisch und Claußen und dem Windmüller allda,¹⁰⁾ gute Wissenschaft trägt, mit welchen ich ihn auch eine offenbahrte Unwahrheit auf erfürderten Fall überführen kann und will ernstlich auferlegen lassen, habe aber bis auf izige Stunde noch den geringsten Heller, wie ich auch darumb gesoleicitiret,¹¹⁾ davon nicht empfangen. Dafür ich E. Hochedlen, Hochwürden, Gestrengen abermahlen anzulaufen, gleichsam bei den Haaren herzugeholet werde, dieselbe hiermit allerunterdienstlichst bittend: Sie in Beherzigung meiner erlittenen Anfälle und an den Raten gewandten Unkosten, mittels dessen er in einem warmen Nest sitzet, ihm Steer bey einer außgetrucketen arbitrar strafe¹²⁾ oder solche zu erkante Unkosten ohnverzüglich zu bezahlen ernstlich aufzulegen willigen wollen, Solches wie es der H. Justitee zustimmig und der Billigkeit und rechten gemäß, also bin ichs außer schuldiger Dankbarkeit nach meiner geringfügigkeit in jeben Zutragenheiten mit empfehlung göttlicher Absicht zu ersuchen willigen, dann willig.

Datum Zum Hohen Damm¹³⁾ 13 Oktobris 1645.

Ew. Hochedelgeb. Hochw., Beste Hochgelahrte gestreng

bereitwilliger

Hans Grundt,

Messingbrenner daselbst.

Die Anmerkungen des Herausgebers:

¹⁾ Lauen, fr. Bauerndorf, wird im 16. u. 17. Jahrhundert häufig „Drogen Löwen oder Löwen“ genannt. ²⁾ Ein Steer sibt bis 1629 auf Stelle III (vgl. M. 1931, S. 40). ³⁾ = abgepachtet. ⁴⁾ meliorir, verbessert. ⁵⁾ Würde ist ein Akerstück beim Hause. ⁶⁾ Insolent, unverschämt, insolentia, Uebermut. ⁷⁾ Feuer = Pacht, Miete. ⁸⁾ jure possessionis, Besitzrecht. ⁹⁾ Inquisitio, Untersuchung. ¹⁰⁾ Ein Bauernvogt (Schulze) namens Hans Claus ist für diese Zeit in Lockwisch nicht festzustellen. Auf I sibt damals schon längst und auch heute noch die Familie Oldörp. Der als Zeuge aufgeführte Windmüller ist der Lockwischer, der in Lauen ist Beklagter. ¹¹⁾ sollicitieren, darum bitten. ¹²⁾ Arbitrium, Vertrags-Strafe. Bei einer nachdrücklichen richterlichen Strafe. ¹³⁾ Soherdamm ist eine Kupfer- und Messingmühle 5 km westlich von Oldesloe im Kirchspiel Sülfeld.

★	Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.	★
---	--	---

I. Gust. Friedr. Meyer: „Brauchtum der Jungmannschaften in Schlesw.-Holstein.“ Flensburg 1941. 192 Seiten und 109 Abbildungen. — Die Nachbarschaft unseres Vereinsgebietes mit Schlesw.-Holstein, insbesondere Lauenburg, sowie viele und verwandte Bräuche beider Landschaften berechtigten dazu, das vorliegende Buch hier anzuzeigen. Verfasser ist der bekannte Forscher und gründliche Kenner der schlesw.-holst. Volkstunde. In seiner Einführung gibt er ein Bild der Burschenverbände und die Gründe ihres Zerfalls. Dennoch läßt sich aus dem Brauchtum, dessen Träger noch heute die Jungmannschaft ist, das einstige Bestehen solch geschlossener Verbände vermuten. Nur auf der Insel Föhr haben wir heute noch festgefügte Jungmännerverbände, die sog. Hualebjonten-Vereine. Diesen widmet der Verfasser seine erste Betrachtung. Er behandelt darauf das „Henstern und Korteln“, das niemals zu unsittlichen Zielen ausgenutzt wurde. Als „Aufnahmebräuche“ und „Übergangsbräuche“ bespricht Verfasser alles das, was mit dem Schulentlassenen geschieht, wenn er in die Gemeinschaft der Jungmannschaft tritt, bzw. die Sitten, die geübt werden, wenn er durch Verlobung und Hochzeit aus ihrem Kreis ausscheidet. In den zahlreichen weiteren Abschnitten zeigt Verfasser immer wieder, wie gerade die Jungmannschaft des Dorfes die alten Bräuche hochhält, die z. T. bis auf unsere germanischen Vorfahren zurückgeführt werden können. In einem Kapitel geht der Verfasser auch auf das Gegenstück, die Frauenbünde, ein; auch hier im Lande Rakeburg sind ja Brüdigamsgriepen usw. nicht unbekannt. Es ist eine äußerst reiche Zusammenstellung, die der Verfasser bietet mit vielen Literaturnachweisen. Auch die äußere Gestaltung des Buches ist recht ansprechend. Wenn es sich natürlich nur auf schlesw.-holst. Verhältnisse beschränkt, so müssen wir ihm doch auch für das Land Rakeburg Beachtung schenken; es bietet uns nicht nur manche Anregung, sondern auch manche Aufklärung. J. Warnde.

II. Friedrich Schult: Frühes plattdeutsches Kabinett. Hamburg, Heinrich Ellermann. — Der schmale Band, ansprechend in Büttenpappband gebunden, bereitet schon durch seine schöne Druckausstattung auf einen gewichtigen Inhalt vor, und dieser Eindruck wird zu unserer Freude bestätigt, je weiter wir im Lesen fortschreiten. Zeitlich gesehen umfaßt diese Zusammenstellung den Abschnitt von etwa 1770—1830, ein Gebiet plattdeutscher Dichtung, das im allgemeinen wenig bekannt ist. Die niederdeutschen Landschaften sind mit 16 Dichtern und einigen anonymen Verfassern vertreten. Außer den Mecklenburgern Voß, Babst und Lessen findet sich die oldenburgisch-ostfriesische Gruppe mit von Salem, Serdes, Gramberg, Lange, Meenz und dem eigenwilligen Wolke, ihr schließen sich die Westfalen Rosemann (Klöntrup), Bueren und Seeling an, der burschifose Johann S. Chr. Meyer, welcher mit vollem Recht die ganze hannoversche Dichtung seiner Zeit vertritt, der Hamburger Jürgen Niklas Bärmann, der kraftvolle Altmärker Bornemann und der Braunschweiger Scheller mit trefflichen Stücken aus seinem „Sassischen Dönetenboock“, dem besterzählten plattdeutschen Anekdotenbuch, das es gibt — alles mehr oder weniger unbekannte Leute, zu Unrecht vergessen, seit Groth am Beispiel Bornemann über diese Vorläufer endgültig den Stab brach. Friedrich Schult hat nun keine literarische Ehrenrettung versucht, er sügt auch nicht zu den vorhandenen Anthologien eine neue hinzu. Er nimmt mit dem glückhaften Spür-

him des anspruchsvollen Lesers in sein Kabinett hinein, was im Klange echt und als Gedicht notwendiger Ausdruck eines bewegten Innern ist. So sind denn diese Dichter mit wenigen aber trefflichen Stücken vertreten, mit solchen Gebilden, die heute noch leben und immer leben werden, solange der Mensch hierzulande vom Klang seiner Muttersprache ergriffen wird. Unberührt spricht niederdeutsches Wesen aus einer verschollenen Zeit den späten Nachfahr an. Wir wandeln mit dem Herausgeber durch eine behaglich ruhige Welt, die in ihrem Umkreis mannigfach abgestuft und stillbewegt erscheint. Von den leisen, zarten Klängen des Wiegenliedes, so schön, wie wir sie im Hochdeutschen selten finden, über das Liebes- und Ehestandsgedicht spannt sich der Bogen hinüber zu jenen Versen Matthias Seelings, in denen Trost und Beschwerde des Alters in einer wunderlichen Mischung von Humor und Ernsthaftigkeit erschütternd zum Ausdruck kommen. Dazwischen mischen sich die herzhaft derben Töne des Volkslebens bei Fest und Tanz; still versonnenes Glück steht neben herzhafter Lebensfreude. Jedem Dichter hat der Herausgeber eine kurze Anmerkung gewidmet, oftmals ein Zitat aus seinen Schriften, oft nur wenige Sätze, in denen blüht eine Persönlichkeit und ein Schicksal lebendig vor Augen tritt. Dem Buche ist eine Einführung vorangestellt, die wohl als das Beste bezeichnet werden kann, was über diesen Zeitabschnitt jemals geschrieben wurde. Man merkt es der geschliffenen, immer um das Wesentliche bemühten Darstellung an, daß hier von einer hohen Einstellung aus nicht leichtfertig eine Zusammenstellung gegeben worden ist und daß der Herausgeber, wie alle — die jemals sich um plattdeutsche Dichtung bemüht haben — auch die Qualen des Suchens in dem ungeheuren Wust verstaubter Bücher nicht gescheut hat, bis er das fand, was seinem strengen Formgefühl entsprach und echter Ausdruck einer dichterischen Gesinnung ist.

Hans Vid.

III. Zum Brand von Hamburg im Mai 1842. — In unserem Heimatmuseum liegt eine im Durchmesser 16 cm haltende Bronzemedaille, die auf der Vorderseite im Flachrelief zwei Figuren zeigt: eine stehende Germania mit einem Füllhorn im Arm, und vor ihr sitzend das Sinnbild der Stadt Hamburg, gekennzeichnet durch entsprechende Embleme. Ueber den beiden Frauengestalten, die sich die Hand reichen, steht: Dem deutschen Vaterlande Dank. Darunter: Hamburg. MDCCCXLIII. VIII MAY. Auf der Rückseite der Plakette sehen wir in der Mitte das Wappen von Hamburg und am Rande: V. VIII. MAY. MDCCCXLII (8. Mai 1842). — Nach dem großen Brand vom 6. Mai 1842 ließ Hamburg aus dem geschmolzenen Glockenmetall der St. Nikolai- und der St. Petrikirche eine Anzahl Medaillen herstellen und an solche Staaten, Provinzen und Städte verteilen, denen es Beihilfen zur Vinderung der Not verdankte. Die hier liegende Medaille erhielt die Landvogtei des Fürstentums Rastenburg. Das dazu gehörende Schriftstück ist nicht mehr vorhanden. — Unser Heimatfreund Otto Stein, der seit Oktober 1939 im Felde steht, macht darauf aufmerksam, daß dieser Unglückstag seiner Vaterstadt Hamburg sich zum hundertstenmal jährt, und schreibt dazu: Im Mittelpunkt meiner frühesten Jugenderinnerungen steht meine Großmutter Luise Cruse geb. Wiende, * 18. II. 1837 zu Samtow, vgl. M. 1931, S. 10), die uns — meinen Bruder und mich — zu „wahren“ pflegte, wenn Mutter ihre Hausfrauenpflichten zu erfüllen hatte. Sie sprach meistens ihr Rasteburger Platt, besonders wenn unsere Balgereien so ausarteten, daß sie schelten und strafen mußte. „Grad as de Türken!“, pflegte sie dann zu rufen (sollte diese weitverbreitete Redewendung als Ueberlieferung aus der Zeit der Türkenkriege lebendig geblieben sein?). Wenn wir artig waren, erzählte sie uns oft aus ihrem eigenen Erleben, so daß ich bereits als fünfjähriger Knirps die Namen und manches mehr über Großmutter's Großeltern und die Verwandten erfuhr. Ungefähr im gleichen

Alter wie ich es damals (um 1906 — ich ging noch nicht zur Schule) gewesen bin, hat Großmutter zu ihrer Zeit den Brand von Hamburg erlebt, „as dei Haeben so rood weer von dat grote Fier“. Nun liegt Samtow von Hamburg immerhin fast 100 km entfernt; es muß also ein Riesenfeuer gewesen sein, wie wir es uns gar nicht mehr vorstellen können. Vielleicht, so schließt Herr Stein, vielleicht stecken hier und da noch Ueberlieferungen von Zeitgenossen, die ähnliche Wahrnehmungen gemacht haben?

IV. Zur Geschichte der Familie Wigger in Rüschenbed. In der letzten Zulinummer ist auf S. 23 zu ergänzen, daß Matthias Friedrich Wigger, geb. 24. März 1796 (nicht 1790) in Rüschenbed und getauft 28. 3. 1796 in Mummendorf, seit 28. 11. 1821 mit Catharina Elisabeth Cassow aus Cordshagen verheiratet war. Sie ist 9. 1. 1871 im Alter von 77 Jahren (geb. 5. 12. 1793) in Lübscherhagen gestorben, er selbst bereits, wie auch richtig vermerkt, am 24. 11. 1858 in Rüschenbed. Bei Aufzählung der Kinder des Schulzen Matthias Friedrich Wigger in Rüschenbed, also des Nachfolgers Joachim Heinrich, des Schulzen Adolf in Samtow, der Tochter Luise auf III in Lübscherhagen, heißt es, daß ein weiterer Sohn Ludwig unvermählt gestorben sei. Das stimmt nicht. Ludwig Wigger, geb. 3. 9. 1835 in Rüschenbed, gest. 20. 10. 1923 im Alter von 88 Jahren als Rentempfänger in Rehna, war verheiratet mit Margarethe Elisabeth geb. Wichmann. Er lebte um 1890 als Büdner in Bülow b. Rehna. Für mich ist wesentlich, daß er der Vater meiner unehelich geborenen Mutter Elise Louise Marie Rose (* 21. 3. 1868 in Lübssee, † 1. 9. 1938 in Lübeck) gewesen ist. Er hatte auch eine eheliche Tochter, die aber jung gestorben ist. Von Erzählungen meines Vaters ist mir bekannt, daß diese noch ins Elternhaus in Rehna gekommen ist.

Stettin, Kaiser-Wilhelm-Straße 35.

Hartwig Holst.

V. Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum. Fortsetzung vom Novemberheft 1941.

24. XII.: R. R.	10,— Mk.
29. XII.: Malermeister Conrad Schultze, Schönberg	5,— "
30. XII.: Hermann Milenz, Schwerin	3,— "
1942.	
3. I.: Frau Schaeblen geb. Köhler, Nürnberg	10,— "
3. I.: Aug. Rasch, Reinbeck	5,— "
5. I.: W. Karbe, Neustrelitz	10,— "
8. I.: Dr. S. Barnewitz, Bülow	5,— "
13. I.: Anna Buß, Lehrerin, Schönberg	2,— "
14. I.: Landesuperintendentur Domhof Ratzburg	100,— "
17. I.: Heinr. Oldenburg, Stettin	10,— "
19. I.: K. Pöhls, Bismar	3,— "
11. II.: Theod. Göbe, Lauenburg (Elbe)	10,— "
18. II.: Paul Brandt, Köln a. Rhein	100,— "
21. II.: Otto Stein, 3. Zt. im Osten	12,— "
16. III.: Walter Mette, Hamburg-Altona	10,— "

Zus. 295,— Mk.

Abermals herzlichen Dank. Wir haben jetzt 573,— Mk. und nähern uns dem Ziel!

Bd.

Chronik des Vereins

Am 18. Dezember (Donnerstag) 1941 fand in „Spehrs Hotel“ (C. Fründt) die dritte Mitgliederversammlung statt, zu der sich 22 Personen eingefunden hatten. Es kam nur darauf an, im alten Jahre noch einmal beisammen zu sein, darum war von einem besonderen Vortrage abgesehen worden. Statt dessen las Herr Rektor Weese aus der „Stromtiet“ das 43. Kapitel mit einer kurzen Einleitung aus Kapitel 42. Es ist doch immer wieder etwas Kostliches um unseren Fritz Reuter, wenn er richtig gelesen wird! Im Anschluß daran wurden farbige Aufnahmen aus unserem Heimatort und seiner Umgegend vorgeführt.

Am 9. Januar (Freitag) 1942 starb unser langjähriges Mitglied **Herr Professor Dr. Wilhelm Kolz in Rostock**

im 55. Lebensjahre am Herzschlage. Der Verstorbene, geb. am 27. Februar 1887, war der Sohn des Erbpächters Wilhelm Kolz zu Börzow b. Grevesmühlen. Da seine Familie nach Schönberg verzog, besuchte er das hiesige Realprogymnasium bis zur Abgangsprüfung Ostern 1903. Sein Abitur machte er Ostern 1906 am Realgymnasium zu Bülow. Dann studierte er in Berlin und Rostock neuere Sprachen, Germanistik, indogermanische Sprachwissenschaften und Geschichte. Im Sommer 1910 bestand er in Rostock die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen. Nach den üblichen Probefandituren (Landsberg a. d. Warthe, Friedrich-Realgymnasium in Berlin) ging er Ostern 1913 als wissenschaftlicher Hilfslehrer an das Oberlyzeum zu Spandau und Michaelis desselben Jahres nach Ludenwalde. Hier wurde er in 1914 als Oberlehrer angestellt. Gleich darauf promovierte er in Rostock zum Dr. phil. Seine Dissertation „Das Lautsystem der haupttonigen Silben des westmecklenburgischen Dialekts“ (gedruckt Schönberg i. Meckl. 1914) war das Ergebnis mehrjähriger Studien der rugeburgischen und westmecklenburgischen Mundarten, wobei er u. a. das gesamte Kartenmaterial unserer damaligen Landvogtei in Hinsicht auf die alten Flurnamen auszog, um darauf die Aussprache am Volksmund nachzuprüfen. Im Weltkrieg wurde er als Kriegsfreiwilliger verwundet. Von 1918 ab wirkte er zunächst als Oberlehrer in Rostock, dann erhielt er 1926 die Leitung des neugegründeten Pädagogischen Instituts. 1928 erfolgte seine Ernennung zum Professor. Als nach der Machtergreifung das Pädagogische Institut zur Hochschule für Lehrerbildung ausgebaut wurde, übernahm Professor Kolz die Leitung dieser Hochschule. Die junge mecklenburgische Lehrerschaft, soweit sie in Rostock studiert hat, steht also in engster Verbindung mit ihm.

Mitgliederverzeichnis

(Fortsetzung vom Juliheft 1941)

	Mitglied seit:
819. Hans Vagt, Weimar	1941
820. Reg.-Baurat Dr. Wütther, Schönberg	1941
821. Johs. Venschow, Schlutup	1941
822. Heinr. Franke, Neubrandenburg	1941
823. Universitäts- und Landesbibliothek, Straßburg i. Elß.	1941



Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Dienstag, den 28. April 1942, abends 8 Uhr
im Gesellschaftshaus W. Boye (kleiner Saal)

I. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen
2. Kassen- und (plattdeutscher) Jahresbericht für 1941
3. Herr Rektor Meese liest Kapitel 13 aus dem Roman
„Bi Kräuger Bolts“ von Helmuth Schröder

Gäste willkommen!



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Rügen

Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

24. Jahrg. Juli und November 1942 Nr. 2/3

Alle Rechte vorbehalten

Verlag Emil Hempel, Schönberg (Meckl.)



Der Verein führt den Namen:

Heimatsbund

für das Fürstentum Rastenburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatsbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Hauptpastor H. Rüdiger, Bürgermeister a. D. W. Molzow, Forstmeister P. Kayssing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Meckl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 23 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht.

Geldsendungen für den Heimatsbund f. d. Fürstentum Rastenburg auf Postscheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Titelbild: Das alte Torhaus vom Bauhof Schönberg. — Zur Geschichte des Schönberger Bauhofes, mit Kartenausschnitt von 1814 und Bild der alten Zehntenscheune. Von Fr. Buddin. — Flurnamen auf Bauhof Schönberg, mit Kartenskizze. Von demselben. — Blau (eine Buchanzeige). Von Lehrer Erwin Saß, Lübed. — Das Lechel, mit Abbildung. Von Lehrer i. R. Hermann Warnke, Schwerin-Lantow. — Kleine Mitteilungen: Heimatkalender 1943 erscheint nicht. — Der Hopfenanbau und das Bierlechel (vom Herausgeber). — Was bedeutet der Name Röggelein? (von Otto Stein). — Die Sippe der Heitmann aus dem Bardengau? (von demselben). — Zur Deutung unseres Ortsnamens (vom Herausgeber). — Jubiläumsspende für das Heimatmuseum (Bd.).

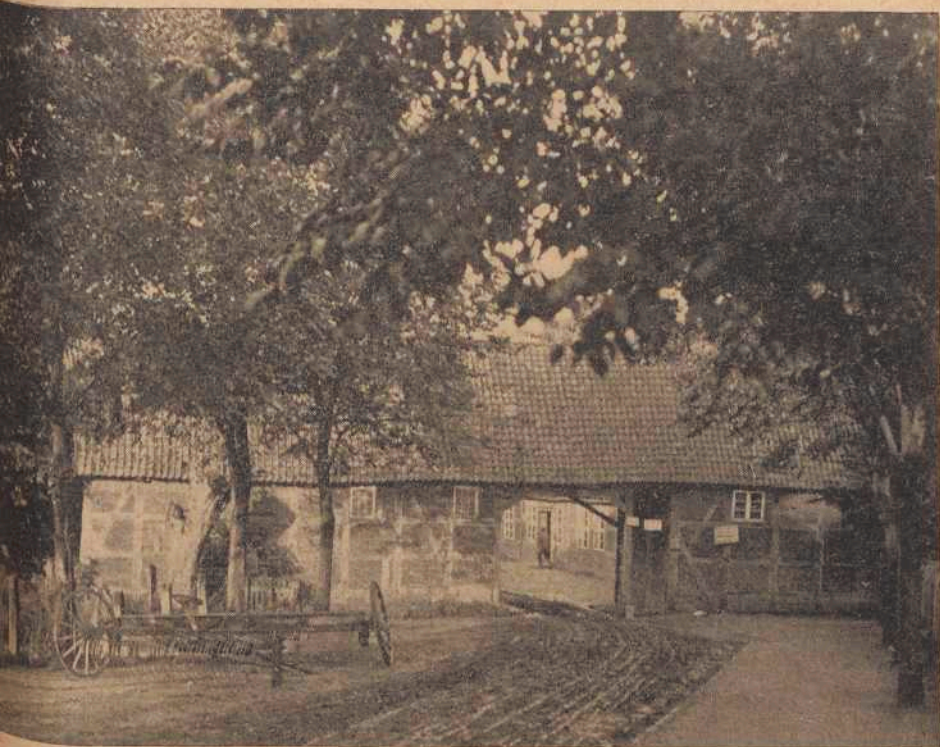
Das Heimatmuseum am Kirchplatz ist von Mai bis Oktober in der Regel an jedem ersten Sonntag im Monat nachm. von 4—6 Uhr geöffnet. Sonst Meldung beim Hauswart J. Ahlwardt, der im Museumsgebäude wohnt. Eintritt 50 Pfg., Kinder 30 Pfg. Sonderbestimmungen sind im Aushang bekanntgegeben.

Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rastenburg

24. Jahrgang Juli und November 1942

Nr. 2/3



Das alte Torhaus zum Bauhof Schönberg

Abgebrochen 1913

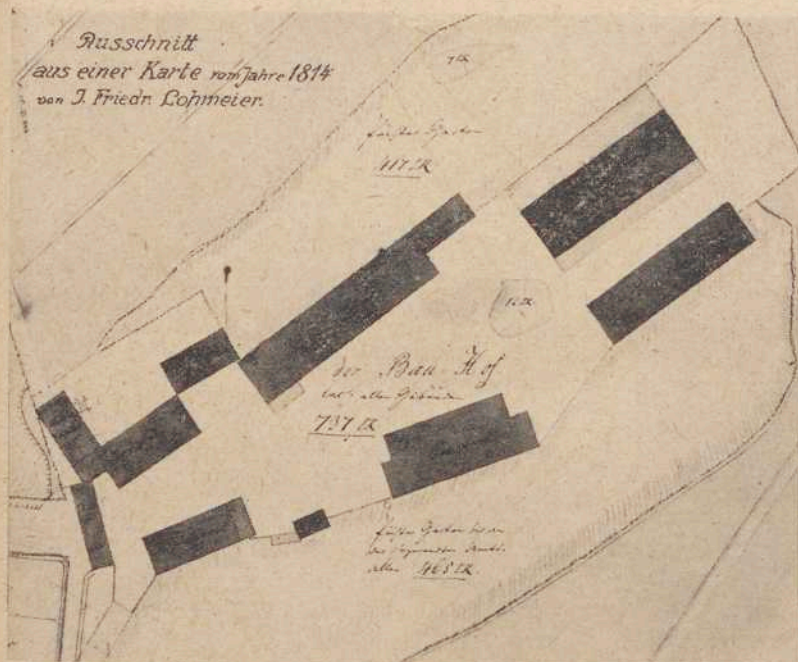
Aufn. 1913 von Kurt Montag

Zur Geschichte des Schönberger Bauhofes

Von Fr. Buddin

Masch schreibt in seiner „ältesten Geschichte der Domainen im Fürstenthum Rakeburg“ (Schönberg 1852): „Auf dem zu diesem (dem Schönberger) Schlosse gehörenden Landbesitz mußte ein Mayer die nöthigen Lebensbedürfnisse erzielen und das Land bebauen, daher haben die dazu nöthigen Baulichkeiten den sehr gewöhnlichen Namen Bauhof erhalten, wie sich fast bei allen Schlössern und Klöstern ein Bauhof findet. Hier ist er wohl als die älteste Domaine im Lande zu betrachten.“ — Das ist wenig, um nicht zu sagen: überhaupt nichts. Und tatsächlich liegt auch heute noch keine Urkunde vor, die uns über die erste Anlage einer „Meierei“ beim Schönberger „Schloß“ eine Andeutung macht. Nur soviel wissen wir, daß der Bauhof ursprünglich dort lag, wo heute das Mühlengrundstück seinen Ader hat (vgl. meinen Mühlenaufsatz im Novemberheft 1941 S. 57). Hier brannte er 1449 ab, ebenso im gleichen Jahre die Kapelle im Schloß (nicht zu verwechseln mit der Kapelle „thom hilligen Cruze“ auf dem Kl. Cavalier, von der im eben genannten Novemberheft die Rede ist und nach der unser Kapellentisch seinen Namen hat). Am Brand der Schloßkapelle soll die Unachtsamkeit der Geistlichen schuld gewesen sein, den Bauhof dagegen ein Müller aus Grieben angesteckt haben (s. Masch, Geschichte d. B. R., Seite 349). Über die Vorgänge berichtet der katholische Domherr Albert Kranz in seinem *Rerum Germanicarum Historici Clarissimi Historia sive Metro polis . . . Frankfurt a. M. 1576* auf Seite 305 das Folgende: *per incendia tamen maiora quam per suos sumptus damna incurrit. Curiam suam Clockstorff arci continuam, tum incinerata adverac casu, in cum quo nunc sita est, locum transtulit, et fundamento novavit. Capellam in arce Schonenberg etiam incendio consumptam, reformavit, satsique pro sua dignitate viri ac pontificis boni munera implevit.* Auf deutsch: Er (gemeint ist der Bischof Johannes, 1440–1454) erlitt dennoch durch Feuersbrünste größere Schäden als durch seinen Aufwand. Da sein Hof Klocksdorf, der mit der Burg verbunden war, damals durch einen widrigen Zufall eingeeichert wurde, verlegte er ihn an den Ort, wo er jetzt liegt, und erneuerte ihn von Grund auf, die Kapelle auf der Burg Schönberg wurde auch von einer Feuersbrunst vernichtet. Er baute sie um und erfüllte (damit), genugsam seiner Würde entsprechend, die Pflichten eines guten Mannes und Priesters.“ — Masch weist in einer Fußnote auf S. 349 nach, daß Kranz sich irrt, wenn er die Burg Klocksdorf nennt; es handelt sich um unseren Bauhof. Masch erwähnt auch auf Grund der *Chronicon episcopatus Rakeburgensis* von Ernst Joachim v. Westphalen (H. 2319 N 18, um 1740 erschienen) und des „Papistischen Mecklenburg“ von Dietrich Schröder (2001, erschienen 1741 in Bismar), daß der Bischof ein auf dem Bauplatz stehendes Gehölz ausroden ließ, bevor er mit dem Bau begann. Auch das ist bedeutsam. Wenn Professor Belz, der Altmeister vorgehichtlicher Forschung, uns in Schönberg besuchte und vom Hofen aus auf die in das Wiesengelände vorspringende Anhöhe des Bauhofes schaute, dann pflegte er zu betonen, daß er den Platz als geradezu ideal für altgermanische und besonders für slavische Besiedelung ansehen müsse. Aber es ist trotz häufiger Bodenbewegungen dort nie etwas gefunden worden! Oder doch? —

Man hat es in alter Zeit mit der Umwandlung staatlicher Einrichtungen durchweg nicht eilig gehabt. Heinrich der Löwe gründete 1158 mit Kloster und Dom das Bistum Rakeburg. Der von ihm eingesetzte Bischof (Evermodus hieß er) hat aber nie auf dem Domhof residirt, auch keiner von seinen Nachfolgern. Klugerweise wollte man Reibereien mit dem oft sehr energisch



auf tretenden Domkapitel vermeiden, deshalb setzte auch schon Isfried, der zweite Bischof, im Jahre 1194 eine reinliche Scheidung der beiderseitigen Einfünfte in eine Bischofs- und eine Kapitularartafel durch, wobei die nördlichen Besitztümer (und Walksfelde) dem Bischof zuzielen. Damit rückt Schönberg jedoch noch nicht zur Residenz auf. Unbeweibt, wie die Herren waren, wohnten die Bischöfe zunächst in Farchau, dann in Dodow (s. M. 1939, S. 18), bis schließlich Ulrich von Blücher um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit dem Bau eines „steinernen Hauses“ in Schönberg begann, ohne indessen seinen Wohnsitz dauernd nach hier zu verlegen. Es kam ihm nur darauf an, im Fall der Not gegen Angriffe der Lauenburger Herzöge geschützt zu sein. Erst mit Bischof Marquard, der um 1320 die planmäßige Anlage einer Wasserburg durchgeführt hat, und besonders mit Bischof Wipert (1356—1367; er stiftete unserer Kirche den berühmten Taufkessel von 1357), der seinen Wohnsitz endlich dauernd von Dodow nach hier verlegte, wird Schönberg zur bischöflichen Residenz. Von dem „Schloß“, wie man das bischöfliche castrum fortab gerne nennt (vgl. auch Hofmeister, „Die Wehranlagen Nordalbingiens“, Teil II, Heft 1, S. 18 ff.), ist sehr oft die Rede, nicht aber von dem Bauhof als solchem. Die Kunde von dem Brande 1449, wo er vernichtet wird, kommt völlig überraschend. Und auch der alsbald vorgenommene Neubau an seiner jetzigen Stelle verschwindet sofort wieder im Dunkel der Geschichte.

Und doch muß der Bauhof in Hinsicht auf den Lebensunterhalt des Bischofs eine gewichtige Rolle gespielt haben. Der Bauhof war das eigentliche und einzige „Gut“ innerhalb der bischöflichen Tafel; denn nicht nur die dazu gehörenden Dörfer (Selmsdorf, Zarnewenz, Schwanbeck, Kl. Bünsdorf, Sabow, Gr.- und Kl. Siemz, Törpt, Falkenhagen) sind nach hier

abgaben- und dienstpflichtig gewesen, sondern auch die Höfe (Selmsdorf, Bardowiek, Zarnewenz, Blüssen, Menzendorf, Rabensdorf, Wahrjow), wenn sie nicht überhaupt vom Schönberger Bauhof aus direkt bewirtschaftet wurden. Die Bezeichnung Meierei, Schäferei oder auch Vorwerk macht dabei nichts aus. Torisdorf war noch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ein Bauerndorf und als solches dem Bischof pflichtig (vgl. M. 1929, Heft 3). Etwas anders gestaltet sich das Bild nach der um diese Zeit (1566) erfolgten Säkularisierung. Das jetzt evangelisch gewordene Domkapitel wählt fortan einen weltlichen Fürsten zum Bischof (Administrator). Es beginnt eine Glanzzeit für das jetzt „fürstliche“ Schloß, auch baulich gesehen. Ob der Bauhof seinen Vorteil davon hat?

Die Herren Administratoren (es sollten abwechselnd mecklenburgische und lauenburgische Herzöge gewählt werden) richteten sich zwar in Schönberg eine fürstliche Hofhaltung ein, benutzten sie aber nicht dauernd. Darum war es nötig, daß sie einen Schloßhauptmann einsetzten, der in Abwesenheit der fürstlichen Herrschaften für Ordnung sorgte, hauptsächlich aber das pünktliche Einlaufen der Emolumente aus dem lieben Stiftslande zu überwachen hatte. Die Bewirtschaftung des Bauhofes sowie der anderen Höfe im „Amt Schönberg“ gehört natürlich ebenfalls zu seinen Obliegenheiten. Von diesen „Amtmännern“ könnten schon einige mit ihrem Namen aufgeführt werden, es mag aber genügen, den Hermann Clamor von Wandelslo zu nennen, der es unter dem Administrator Herzog August von Braunschweig-Lüneburg (vgl. M. 1938, Heft 2) zur Zeit des 30jährigen Krieges gewesen ist. Im Amt Stove war es damals Hartwig v. Bülow. Nach dem Westfälischen Frieden (1648) fiel das alte Bistum Rügen, wie es immer noch hieß, an Mecklenburg-Schwerin. Der dortige Herzog setzte den sehr tüchtigen und tatkräftigen Amtmann Peter Flügge nach Schönberg, von wo aus er das ganze Stiftsland regieren sollte. Auf ihn war schon Kontrakt vom 18. Sept. 1699 der Kapitän (Hauptmann) Joachim Ernst Ditmar gefolgt, als 1701 das neue Herzogtum Mecklenburg-Strelitz gegründet und mit ihm das Bistum, jetzt unter dem Titel „Fürstentum Rügenburg“ vereinigt wurde. Ditmar stirbt Ende des Jahres 1707, worauf seine Witwe die Wirtschaft noch bis 1714 weiterführt. Sie gibt 6000 Reichstaler Pacht. Ihr Sohn Hauptmann Hartwig Rudolf Ditmar unterzeichnet 1714 einen neuen Kontrakt, der bis 1723 läuft und dann bis 1729 verlängert wird. Er verläßt den Bauhof aber schon 1724 und geht als Pächter nach Hof Lockwisch (s. M. 1932 Nr. 3, S. 45). Die Kämpfe und Wirren des Nordischen Krieges (1700—1721), der zwischen dem König Karl XII. von Schweden und dem mit Sachsen und Dänemark verbundenen Zaren Peter dem Großen entbrannt ist, berührt auch das junge Mecklenburg-Strelitz aufs empfindlichste. Sein erster Herzog, Adolf Friedrich II., starb schon 1708, noch nicht 60jährig. Leider, denn er war eine tatkräftige Persönlichkeit, und von seinem Sohn und Nachfolger Adolf Friedrich III. läßt sich nur das Gegenteil behaupten. Dieser vermählte sich im Jahre nach seiner Thronbesteigung mit der Prinzessin Dorothea Sophie von Holstein-Plön. Allerdings war er damals erst 22 Jahre alt und seine junge Frau 17. Es ist aber doch bezeichnend, daß er bei einem Einfall der Russen in sein Strelitzer Gebiet auf einige Wochen nach Rügenburg flüchtete (1716), während die Herzogin mutig in ihrer Residenz blieb und nicht etwa zu ihrer Mutter ging, die sich nach dem Tode des Vaters auf ihrem Wittum in Reinfeld b. Lübeck aufhielt. Sie muß auch kein rechtes Vertrauen zu dem Gesundheitszustand ihres jungen Gatten gehabt haben, denn sie hatte sich bereits im Mai 1715 das Amt Stargard als Wittum verschreiben lassen, das 1717 als solches mit dem Amt Schönberg ausgetauscht wurde. Am 22. Febr. 1719 sind die Untertanen des Schönberger Amtes für die Herzogin in Eid und Pflicht genommen worden.

Nach Hauptmann Ditmars Abgang erscheint ein Joachim Hans Glanz, der 1726—1734 außer dem Bauhof auch Selmsdorf mit Bardowick in Pacht hat. 1734 überläßt der Herzog testamentarisch seiner Gemahlin das Amt Schönberg gegen eine jährliche „Pension“ von 8090 Rtl.; es ist also einstweilen so, daß der „Amtmann“ für das richtige Einlaufen der Gefälle aufkommt und daneben den landwirtschaftlichen Betrieb leitet. Von Trinitatis 1735 bis dahin 1748 macht das ein Johann Cornelius Müller. Am 29. Mai 1747 hat sich Dorothea Sophie ihr Wittumsrecht noch einmal bestätigen lassen. Das Jahr 1747—48 zeichnet sich durch ein entsetzliches Viehsterben (eine Hornviehseuche) aus. Vielleicht ist J. C. Müller davongelaufen, denn es folgt der Amtsverwalter Christian Krüger. 1750 wird der Bauhof durch den Ingenieur Schröder vermessen, es wird derselbe sein, dem wir die oft genannte und viel gebrauchte Schönberger Karte von 1747 verdanken. Er rechnet 11 Schläge mit zusammen 192 200 □R heraus, dazu kommen als Nebenschläge der Kleine Cavalier (4200 □R) und der Alte Bauhof (5530 □R). Am 11. Dez. 1752 stirbt Herzog Adolf Friedrich III. Er hat nur zwei Töchter gehabt, eine davon ist als ganz junges Kind gestorben, die andere, Marie Sophie, wurde Abtissin zu Kloster Rühne und wird in der mekl. Geschichte manchmal genannt. So wurde sein Neffe Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting) Nachfolger auf dem Strelitzer Thron. Dieser Fürst kam seiner „Frau Ruhme“, wie er sie zu nennen pflegte, mit der seiner Wesensart entsprechenden Hochachtung entgegen, aber desto ärger saßen ihr seine Räte auf dem Nacken, weil sie ihr die Schuld an der allerdings ganz bösen Schuldenwirtschaft des Landes zuschob. Wohl mit Unrecht. Denn die Herzogin hatte schon bei dem Strelitzer Schloßbrande (1712) ihre Aussteuer sowie die von ihr bezahlte luxuriöse Einrichtung restlos verloren, sie hatte mit ihrem bedeutenden Vermögen den 1731 bezogenen Schloßbau in Neustrelitz bestritten, und sie hatte endlich der ewig an Geldmangel leidenden Kammer geholfen, soweit sie konnte — was Wunder auch, wenn sie jetzt zu retten suchte, was zu retten war. Dazu sollte das ihr nun zur Verfügung stehende Amt Schönberg helfen.

Bereits im November 1753, also nach Ablauf des Trauerjahres, kam die Herzogin mit ihrem Hofstaat hier bei uns an und nahm im Schloß Wohnung. Auf dem Bauhof wirkte ihr Amtsverwalter C. F. Krüger. Er wird nicht gerade Halleluja gesungen haben, als die hohen Herrschaften ihren Einzug hielten. Desto vergnügter jedoch waren die Schönberger selbst, denn nun gab es Leben auf dem alten Amtsplatz. Zwar mußten sie, Großbürger und Kleinbürger, allerlei Gartenarbeiten verrichten, waren auch sonst zu Handdiensten verpflichtet. Aber so etwas macht man ja gerne. Ins Schloß hinein sorgte der Holländer Schulz für Milch und Butter. Dazu war es nicht unwichtig, daß der Bauhofspächter die Fischereigerechtfame für Oberteich, Al.-Siemzer See und Auren-Fluß (dies die amtliche Benennung der Maurine in allen Akten des 18. Jahrhunderts) besaß; der Fischer Hartwig Starck wohnte am Oberteich in dem Häuschen gegenüber der späteren Knaben-Bürgerschule. Ja, sogar 5 Stck Bienen mußte der Bauhof, wohl einem freundlichen Druck folgend, halten, um den Hofdamen zu gegebener Zeit eine süße Stunde zu vermitteln. Nahrungsjorgen hatte die fürsliche Hofhaltung also nicht, und der gesellschaftliche Verkehr mit dem benachbarten Lübeck verschaffte allerlei Pläsier, nicht zu vergessen, daß die derholsteinische verwandte Lust und Lebensart der Raseburger in der Prinzessin erste Jugenderinnerungen weckte. Es war zu verstehen, wenn Sophie Dorothea behauptete, daß sie sich im Amte Schönberg sehr wohl fühle. Und doch sollte die Freude nicht lange dauern. Man machte ihr von Neustrelitz aus begreiflich, daß die Instandhaltung des brüchig werdenden Schloßes große Kosten in Aussicht stelle, und schlug ihr vor, sie möge das Schloß in

Fürstenberg beziehen, wo keine großen Baummaßnahmen nötig wären. Die Herzogin sah das ein und übersiedelte im September 1756 nach Fürstenberg, wo sie am 29. April 1765 in ihrem 73. Lebensjahre gestorben ist.¹⁾

Ihr Amtsverwalter Krüger in Schönberg gab schon wenige Wochen nach ihrem Weggange von dort die Pachtung auf (7. März 1757) und trat sie an August Kniep aus Menzendorf ab. Krüger hatte 15 000 Tlr. Pacht gegeben. Das war nicht zu viel, denn man muß bedenken, daß er das ganze Amt unter sich hatte. Sein Kontrakt lautete noch bis 1760, er mußte sich also mit der Herzogin einigen, die darauf mit Kniep am 14. 3. 1757 einen neuen Vertrag schloß, der bis 1769 lief. Kniep ließ sich aber nur darauf ein, den eigentlichen Bauhof zu pachten. Die „Frau Ruhme“ hat Schönberg sicher mit der Absicht verlassen, bei nächster Gelegenheit wiederzukommen, wenn auch nur vorübergehend. Die Räume im Schloß müssen ihr ja zur Verfügung gehalten werden, sie läßt sich aber von ihrem Pächter auch kontraktlich bestätigen, daß er ihr bei etwaigem Besuch auf Verlangen Fuhrwerk zu stellen hat. Es ist ja nicht dazu gekommen. Aber vielleicht war es doch weise Vorsicht von Kniep, wenn er die Erlaubnis erwirkte, „im alten Schloß sich der zum Brauntweinbrennen gewidmeten Plätze bedienen zu dürfen“. Sein Brauntweinbrenner hieß Hartwig Vaars. — Übrigens steht auf dem Bauhof noch kein Haus für den Pächter. Dieser wohnt „in Ermangelung einer anderen convennablen Wohnung“ im Schloß oder vielmehr in dem daran gebauten sogenannten Amtshaus. Für den Wirtschaftsbetrieb ist das natürlich nicht angenehm.

Indessen „cediert“ August Kniep schon Trinitatis 1762, also vor Ablauf seiner Pachtzeit, an Peter Hinrich Meier, Pächter auf Resow b. Rehna. Den neuen, jetzt mit Herzog Adolf Friedrich IV. abzuschließenden Vertrag unterzeichnet jedoch (am 3. Februar 1769, wo der alte Vertrag abgelaufen ist) der Sohn Andreas August Meier. Da der Pächter von Hof Mechow Jochim Gottlieb Stamer (gest. März 1801) eine Tochter von Peter Hinrich Meier in Resow zur Frau hat, so ist er der Schwager von Andreas August Meier²⁾. Dessen Bruder war der Pächter Meier auf Culpin.

Andreas August Meier ist mit Amalia geb. Probstin verheiratet gewesen und hat mit ihr 12 Kinder gehabt. Zu seiner Pachtung gehörte außer dem Bauhof noch Menzendorf mit Blüssen, ferner die Schweinemastung von Hof Zarnewenz und endlich auch noch Hof Wahrjow. In meinem Eken-green-Aussatz M. 1930 Heft 4 bitte ich auf S. 53 zweite Zeile von oben die Worte „auch kurze Zeit“ zu streichen, denn er war nicht weniger als 34 Jahre lang Bauhofspächter in Schönberg. Schweren Kummer mag ihm 1779/80 das große Viehsterben gemacht haben, aber dafür darf er sich von 1780 an „Amtmann“ nennen lassen (erstmalig als Titel verliehen), denn 1781 kauft mal wieder sein Kontrakt ab, und man scheint ihn gern halten zu wollen. Ein Wohnhaus ist immer noch nicht da, man vertröstet ihn. Er will vom Bauhof nichts mehr wissen, sondern sich mit Menzendorf und Zarnewenz begnügen, pachtet aber schließlich doch wieder bis 1795 einschließlich Wahrjow. Als Vergünstigung ist erreicht, daß der Kornzehnten

¹⁾ Wir haben die eingehende Studie des Archivdirektors Dr. Hans Witte-Neustrelitz über „Herzogin Dorothea Sophie von Mecklenburg-Strelitz und ihre Beziehungen zu Schönberg“ in einer Sonderbeilage zur Augustnummer 1923 unserer Mitteilungen veröffentlicht. Leider ist das Heft vergriffen. Wenn jemand es ohne besondere Wertschätzung noch bei sich liegen haben sollte, wären wir für eine freundliche Zuwendung dankbar.

²⁾ Vgl. Friedrich Schmidt, „Hof Mechow“ (Verlag Emil Hempel, Schönberg) auf S. 76 und weiter S. 77. Dort auch Näheres über die Beziehungen des Hauptmanns Ditmar zur Familie Stamer auf Hof Mechow.

nicht mehr in natura, sondern in Geld einläuft. Auch das Wohnhaus ist endlich da, so daß 1795 die Neuverpachtung bis 1804 ohne Widerspruch erfolgt. Da stirbt Amtmann Meier nach kurzer Krankheit am 30. Mai 1797, eben 62 Jahre alt. Sein ältester Sohn Peter Christian, geb. 27. 8. 1765 zu Menzendorf, hat bereits Zarnewenz übernommen. Darum war vom Vater testamentarisch bestimmt worden, daß der zweite Sohn Johann Friedrich Jakob, geb. 3. 11. 1768, für seine zum Teil noch unmündigen Geschwister sorgen und die Wirtschaften (es handelte sich um den Bauhof und Menzendorf) bis zum Ende der Pachtzeit „als Administrator“ weiterführen sollte. Er heiratete 13. 7. 1804 die Tochter Katharina des Amtmanns J. G. Stamer in Mechow, also seine Base. Johann Friedrich Meier hat schwere Zeiten durchgemacht. Da gab es gleich zu Anfang viel Verdruß mit den nach und nach sich verheiratenden Schwestern, die seine Vormundschaft nicht anerkennen wollten. Dann kam, als er selbst seinen Pachtvertrag mit Herzog Carl (Adolf Friedrich IV. ist 2. 7. 1794 gestorben) abschließen konnte (1804—1816), die böse Franzosenzeit. Besonders 1806 hatte er durch Einquartierung und Plünderung ungeheure Verluste. Nicht immer fielen auch die um diese Zeit mit Hochdruck betriebenen Regulierungen der Dorfschaften zum Vorteil für die Pächter aus; denn nicht nur die Hand- und Spandienste fielen weg, sondern auch die Zehnten, zu denen beispielsweise für den Bauhof die Ortschaften Kleinfeld, Kl. Bünsdorf, Metelsdorf, Sabow, Gr.- und Kl.-Siemz verpflichtet waren, hörten auf, ohne daß durch Pächtermäßigung immer der gewünschte Ausgleich stattgefunden hätte. Dazu (Kontinental Sperre!) die schlechte Lage der Landwirtschaft überhaupt. War es doch im Jahre 1809, als der Petersberger Hauswirt Lenschow den Acker seiner Vollstelle, weil er ihn für wertlos hielt, dem Herzog schenkte und nur soviel für sich behielt, daß er eine kleine Büdnererei für den Lebensunterhalt darauf errichten konnte. Der Bauhof durfte diesen Acker zwar gegen eine geringe Pacht (150 Taler) übernehmen, mußte aber bald dafür den Buchenberg und das sogenannte Kupensdorfer Feld an die Forst abgeben, die einen Zuschlag davon gemacht hat. Am 22. März 1814 bestätigte Meier der Kammer, daß er mit 7056 Rtl 36 β im Rückstande sei. Er konnte die Pachtung nicht mehr halten. Gestorben ist er erst 29. 6. 1841 in Schönberg.

Ob Johann Friedrich Meier den Bauhof doch noch bis zum Ende der Pachtzeit (1816) gehabt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde Christian Wilhelm Schröder sein Nachfolger. Es ist derselbe, der am 15. Aug. 1815 den Hof Wahrsow übernimmt. Dort war ja der Amtmann Andreas August Meier, also der Vater von Johann Friedrich, ehemals Pächter gewesen (s. oben) und war dann von einem Carl Friedrich Blankenberg abgelöst worden, dessen Erben nun an Christian Wilhelm Schröder abtraten. Aber auf diesen folgt bereits 1818 sein wahrscheinlich mit ihm blutsverwandter Schwiegerjohn, der „Holländer“ Christian Jakob Schröder, am 1. 2. 1756 geborener Sohn des Holländers Joachim Christoph Schröder in Goldenitz b. Prizier und seiner Ehefrau Anna Sophie geb. Brinkert aus Brütz. Im Staatskalender erscheint 1818 Christian Wilhelm Schröder als Pächter auf Bauhof Schönberg, doch werden schon 1821 „Christian W. Schröders Erben“ angeführt und 1827 ist ein Johann Dietrich Schröder da. Ob das der Sohn ist? Er steht auch 1850 noch im Staatskalender.³⁾

Am 7. Januar 1851 unterzeichnet Carl Drews aus Neu-Glasow

³⁾ Die Schröder sind eine in Mecklenburg weit verbreitete Holländerfamilie. Aber über ihre Tätigkeit auf unserem Bauhof geben die Archivalien nicht recht etwas her. Wer hilft? Ich würde gern schon im nächsten Heft unserer Mitteilungen einen „Nachtrag“ bringen.

(b. Ahrensböf, Kreis Plön) den neuen Pachtvertrag für Bauhof Schönberg. Er ist geboren am 2. Dez. 1810 zu Zarnewenz und verheiratet mit der am 18. März 1817 geborenen Johanna Rusch aus Hohlenbäck i. Bg. Ein Bruder von ihm ist Peter Drews, der am 23. 6. 1806 geborene Pächter von Hof Zarnewenz, ein anderer Bruder der Pächter Heinrich Drews auf Puttlow bei Oldenburg (Hollstein). Am 5. Dez. 1855 wird der Pachtvertrag vom Bauhof auf einen dritten Bruder, Friedrich Drews, übertragen, nach dessen Tod jedoch 24. August 1858 auf Carl Drews zurückbestätigt. Wir wissen nicht, wann die Brauntweimbrennerei auf dem Bauhof zuerst eingerichtet worden ist, aber sowohl bei Kniep, als auch bei Meier und schließlich bei den Schröders wird im Kontrakt stets die Brennerei als ein besonderer Teil der Pachtung angegeben. Nicht unerwähnt wollen wir die Feuersbrunst von 1861 lassen, die Viehstall und Scheune in Asche legte und einen großen Teil des Viehbestandes vernichtete. Am 20. April 1873 ist Amtmann Carl Drews, noch nicht 63 Jahre alt, gestorben. Er hat vier Söhne und vier Töchter gehabt. Die Söhne sind sämtlich Pächter gewesen, nämlich Gustav auf der Domäne Schönbeck b. Friedland i. Meckl.-Str., Karl auf Solm b. Drzenhof i. Meckl.-Str., Fritz in Zirzow b. Neubrandenburg und Ernst auf Gr. Wehden b. Raseburg i. Bg. Von den Töchtern sind Luise und Marie jung gestorben, Elise heiratete den Pächter Schmidt in Vorwerk b. Daffow und Christine den Landwirt Carl Hoffbauer aus Neubrandenburg. Frau Christine Hoffbauer ist am 13. Juni 1851 geboren und vor kurzem in ihrem Hause am Kupensdorfer Weg 91 Jahre alt geworden. Soeben (10. 8. 42) wird ihre Todesanzeige veröffentlicht.

Die Witwe, Frau Amtmann Drews geb. Rusch, bewirtschaftete, nachdem ihr Mann 1873 gestorben war, den Bauhof noch selbst eine lange Reihe von Jahren bis zu ihrem Tode am 4. Sept. 1890. Darauf wurde ihr Sohn Gustav (der Schönbecker Drews) als Verwalter eingesetzt, während die Erben sich durch einen Vertrag einigten. Aber schon 1891 bringen die „Wöchentlichen Anzeigen“ in ihrer Nr. 94 das Aufgebot zur Neupachtung. Der damalige Landdrost ist Klaus von Derzen. Während des ablaufenden Jahres wird die alte Holländerei nach dem Brennereigebäude (bei der Eisenbahnbrücke) verlegt, desgleichen das Badhaus am Abfluß des Oberteiches abgetragen. Es tritt nun der Nachfolger der Drews'schen Erben auf, nämlich Friedrich (Friedel) Böbs aus Sarow bei Törpin (Holst.), 28 Jahre alt. Sein Pachtvertrag wird am 9. Januar 1892 abgeschlossen und läuft bis 1910. Er gibt 20 290 Mk. Pacht. Schon gleich beginnt er mit der Dränierung des Afers und zwar 1892 mit den Schlägen VIII und IX, 1893 mit III, IV, VII, 1896 mit I und II. 1895 muß er Meiereiterrain für den Aufbau der Rahn'schen Frohnerie hergeben. Am 5. Juni 1900 schlägt der Bliß ein und zerstört Scheune und Wagenstauer auf der nördlichen Seite des Hofes. Darauf neu erbaut Scheune, Speicher und Schweinestall. Im Frühjahr 1904 bittet er, 200 Weidenbäume am Zarnewenzer Weg entfernen zu dürfen, was ihm gestattet wird. 3000 Weiden hat er auf der Pachtung zu halten, jetzt noch 2800. Nachdem der Großherzog Adolf Friedrich V. am 6. 8. 1906 mit seiner Familie die Stadt Schönberg besucht hatte, erhielt auch Böbs einen Titel: er wurde Amtmann. Sein mit Johannis 1910 abgelaufener Pachtvertrag wurde bis Johannis 1928 erneuert. Starke Veränderung des Bildes vom Hofplatz brachte das Jahr 1913. Da wurde zunächst das alte Torhaus mit seinem Kornboden und der „Buttermühle“ endlich entfernt, nachdem sein Abbruch bereits 1909 empfohlen worden war. Dann setzte Amtmann Böbs, den der Großherzog inzwischen zum Oberamtmann erhoben hatte, den Neubau eines Wohnhauses durch, bei dessen prächtiger Ausführung der Landbaumeister Helmuth Frank, dem unser Schönberg auch sonst schöne Bauten verdankt, die leitende Hand hatte. Schließlich kam am 28. September 1913 der große Brand, dem diesmal auf den



Die alte Zehntenscheune auf dem Bauhof

Aufn. 1921 von D. Hempel

Ostflügel des Platzes Scheune mit Umgang und Rübenkeller sowie das Viehhaus zum Opfer fielen. Die darauf erfolgten schönen Neubauten hat dann aber Landbaumeister Brückner ausgeführt; Helmuth Frand ist schon am 30. Nov. 1913 gestorben. Es kamen die Kriegsjahre 1914/18. Unentwegt stand immer noch die uralte Zehntenscheune, die schon das Inventarverzeichnis von 1693 als längst vorhanden aufführt. Zehntenscheune! vielleicht schon die Stelle, wo zur Zeit der „bischöflichen Tafel“ die von den „Stückern“ bezeichneten Korngarben und Flachsbindel einzuliefern waren. Jetzt endlich, im Herbst 1921, mußte auch sie dem Abbruch verfallen.

Nach der Staatsumwälzung von 1918 beschäftigten sich die neuen Regierungen gern mit dem in seinem Kern gewiß richtigen, durch Übereifer jedoch häufig falsch ausgeführten Plan, große Güter für Siedelungen entweder ganz aufzuteilen oder doch Stücke herauszuschneiden, die zum Lebensunterhalt einer Familie ausreichen sollten. Davon ist auch der Schönberger Bauhof betroffen worden.

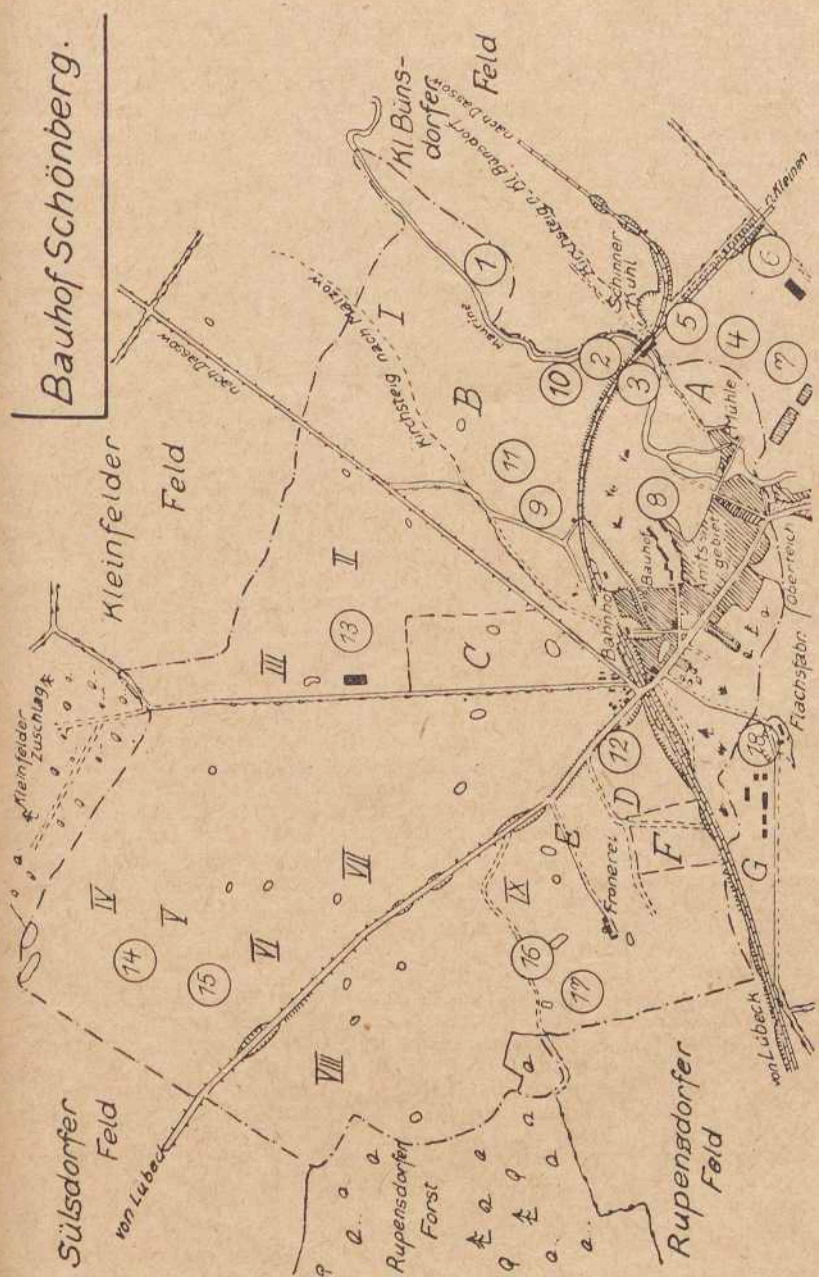
Oberamtmann Böbs hatte zwar bis Johannis 1928 gepachtet, trat aber bereits am 2. Januar 1925 an Rudolf Ledeböer aus Kunzendorf bei Sorau i. d. Niederlausitz ab. Dieser ist zweiter Sohn des vor wenigen Jahren verstorbenen Oberamtmanns Lambertus Ledeböer auf Hof Schlagsdorf. Er besuchte das Gymnasium in Rakeburg, trat dann, militärpflichtig geworden, bei der Marine ein, wo er sich 1918 als Korvettenkapitän zur Disposition stellen ließ, um Landwirt zu werden. Damit sind wir mit unseren Ausführungen in die Gegenwart eingetreten. Wir brechen ab. Fortsetzung und nach Möglichkeit auch Ergänzung mögen einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Flurnamen auf Bauhof Schönberg

Vorbemerkung: Die Namen sind nach dem Volksmund aufgeschrieben, die Namen aus den Karten in Antiquaschrift beigegeben. Zur Einsicht lagen vor: 1. Grundriß von dem Stedgen Schoenberg, 1747, von Georg Friedrich Schröder. 2. Carte v. d. Herzogl. Pachthofe Schoenberg, 1804, von C. H. C. Lindner. 3. Brouillon-Plan von der Lage des Amtshofes, des Bauhofes etc. (1814), von J. Friedr. W. Lohmeier. 4. Amtskarte (1819) von A. J. O. von Wickede. Auf der Kartenskizze sind die Schläge des Pachthofes mit römischen Ziffern bezeichnet, die früheren Nebenschläge (jetzt städtisch geworden oder im Privatbesitz) mit den Buchstaben A bis G. Die Eisenbahn Lübeck—Kleinen mit dem Bahnhof und den beiden Eisenbahnbrücken wurde 1869—70 angelegt, die Bahn nach Daffow am 2. Oktober 1905 dem Betrieb übergeben. Die Chaussee nach Lübeck ist 1844 fertig geworden, die nach Daffow 1936.

I. Wischkamp (Wiesen-Camp). Darin Nr. 1 Grot Wisch am linken Ufer der Maurine. Rechts hat wahrscheinlich das ganze Wiesengelände, soweit es zum Bauhof gehörte, ehemals Reetwarner (Reet-Werder, K. v. 1804) geheißten. Auch der Name Hosswiesen taucht auf (K. v. 1826), und über die „Bäl“ (dies der volkstümlich immer und auch jetzt noch gebräuchliche Name für die Maurine) führte die „Herrnbrügg“, auf der die Landstraße von Schönberg über Malzow nach Daffow ging. Als vor einigen Jahren die untere Maurine ausgebagert wurde, hat man unterhalb der Schrebergärten starke Balkenreste der alten Brücke gefunden. Immerhin ist der kleine Küstenschuß hier doch so breit, daß seine Überbrückung nicht im Handbetrieb erledigt werden kann, darum scheut man auch heute noch eine solche Anlage, auch wenn man deren Notwendigkeit einsieht. Unbedingt nötig war nun 1869 die Eisenbahnbrücke und zwar eine solche, die auf der als schiffbar bezeichneten Maurine mittelgroßen Kähnen die Durchfahrt erlaubte, zugleich aber auch dem Ansturm von Hochwasser von der Ostsee her gewachsen sein mußte. Man baute die Brücke auf dem Trocknen bei der „Schinderkuhle“ und verlegte darauf in einem Bogen den Lauf des Flusses. Das alte Bett der Maurine ist längst verlandet, aber dem aufmerksamen Auge noch erkennbar. Was wurde aus den Wiesen? Am besten orientiert man sich von der Höhe des Sandberges aus, an den die als Schinderkuhle bezeichnete und immer noch stark benutzte Sandgrube herandrängt. „Sandgrube am Richtplatz“ steht auf einer Karte von 1826. Der richtige Name „Galgenberg“ scheint völlig verschwunden zu sein, doch ist bedenklich, daß die Kuhle vor etwa einem Jahrhundert dem „Schinder“ (Abdecker) gehörte und von ihm für Fronereizwecke benutzt wurde. Auf der Kuppe des Berges sind Urnen gefunden worden, und es ist anzunehmen, daß bei weiterem Abbruch noch mehr vorgeschichtliche Spuren ans Licht kommen. — Ein Blick von der Höhe auf Bahndamm und Bauhof zeigt, daß ein halbkreisförmiges, von der Bahn durchschnittenen Stück Wiesengelände jetzt links von der Maurine liegt und damit einer direkten Zuwegung von der Stadt her entzogen ist. Es war nötig, dieses Gelände mit dem Bauhof einzutauschen. So entstand Nr. 2 „Böckmanns Wisch“, Nr. 3 „Knaftenwisch“. Erstere gehörte, als sie noch am rechten Ufer der „Bäl“ lag, zur Baumannstelle I (jetzt Hotteliet) und ist schon zu Böckmanns Zeiten ausgewechselt. Heute haben wir von der Bahn ab: Richard Burmeister (Stelle VII), Willi Maack (Stelle VI und IV), Frau Arndt (Stelle V), zweite Pfarre (Pächter Schmied Hübner, jetzt Frau Arndt), erste Pfarre (Pächter Langpaap), Hotteliet (Stelle I), Oltmann (Mühle) und endlich unter dem Namen Reetwarner noch wieder den Bauhof, dessen Stück aber Bälz von der Fronerei zur Zeit gepachtet hat.

Bauhof Schönberg.



Noch ein kurzer Blick auf den „Alten Bauhof“ (Buchstabe A). Nach dem vernichtenden Brand v. J. 1449 zu Ackerland geworden, mag er anfangs vom Bauhof selbst bewirtschaftet und dann dem Müller in Pacht gegeben worden sein. Seitdem neuerdings das Mühlengrundstück sich in Privatbesitz befindet, gehört er selbstverständlich dazu, ebenso das an die Maurine stößende Weideland. Nr. 4 heißt 1804 Krumm Wisch.

Sämtliches Land um die „Schinderkuhle“ herum und bis zur Kl.-Bünsdorfer Scheide, sowie rechts von der Bahn (hier in der Ecke Nr. 5 de Zielwisch) bis zum Alten Bauhof ist Kirchenacker und zwar ersteres als „Bünsdorfer Kamp“, letzteres als „Norten Kamp“ (der Kurtze Camp, 1717) zur ersten Pfarre (Pfarrackerpächter Langpaap). Bei der Feldscheune (Nr. 6), erbaut 1932, beginnt am Bünsdorfer Weg „de lüt Preesterie“ (zweite Pfarre, bisher von Schmied Hübner gepachtet, jetzt von Frau Arndt). Sie reicht aber nicht bis zum Alten Bauhof, sondern wird von diesem noch weiter durch den Langpaapischen Acker getrennt. Vom Köppenberg beim Bünsdorfer Weg am Köppenmoor (Nr. 7) vorbei bis zum Mülleracker erstreckt sich die Standweide von Frau Arndt. Das Gartenland daneben am Weg zur Mühle ursprünglich Böckmann, dann Hottelot, jetzt Bölz.

Vom Amtspatz aus am „Hafen“ vorbei führt über den Abfluß des Oberteiches ein Steig zum „alten“ Palmberg (vgl. Mühlenaufsatz in M. 1941, November). Von der Brücke aus sieht man vor der Anhöhe des Bauhofes eine Wiese (Nr. 8), die heißt Hoppendam (Hoppendämme, 1804). Der Palmberg (Buchstabe B) wird vom Bahndamm durchschnitten. Zu seinem heute „neuer“ Palmberg genannten Hauptteil kommt man unter den Bahngleisen durch einen Tunnel (Nr. 9). Mit einem Gebietsumfang von rund 50 Morgen (11,73 ha) guten Bodens einschließlich einer Standweide wurde der Palmbergschlag am 29. November 1919 von der Domäne abgenommen und unter städtische Verwaltung gestellt. In der Hauptsache teilte man die Fläche in Parzellen auf und verpachtete diese an kleine Leute, die etwas Landwirtschaft betrieben. Unmittelbar an der Maurine sind dann noch 12 Morgen für „Schrebergärten“ (Nr. 10) abgesteckt worden, wie sie damals aufkamen und wie sie auch bei uns durch geschickte Kleingärtner zu einer segensreichen Einrichtung sich entwickelt haben. Die weite Entfernung vom Orte war bedauerlich. Aber man rechnete mit einer raschen Neubesiedelung, die merkwürdigerweise immer noch nicht in dem Tempo erfolgt ist, das man erwartet haben mag. Zuerst ließ der damalige Schriftfeger Joseph Wessels aus Recklinghausen i. Westf. mit seinem Schwiegervater Heinrich Rose aus Selmsdorf zusammen ein hohes Gebäude aufführen, das zur Einführung einer Zigarettenfabrik (Nr. 11) bestimmt war. Die Ausführung des Planes blieb leider in den Anfängen stecken. Die saalartigen Räume sind heute meistens unbenutzt, im wesentlichen ist das Haus zu Wohnungen eingerichtet worden. Ziemlich gleichzeitig (1922) erbaute Hans Bockwoldt in unmittelbarer Nähe des Tunnels eine Tischlerei großen Stils, geriet aber 1925 in Konkurs, worauf der Kaufmann Georg Liebcher aus Hamburg das Grundstück erwarb und unter der Firma Schwedthelm & Co. eine Möbelfabrik daraus machte, die heute eine Gefolgschaft von 64 Personen beschäftigt. — Links am Wege nach Kleinfeld sind dann noch auf dem Palmberg zwei Bauplätze erworben und ausgenutzt worden. Der Lehrer i. R. Georg Schnoor in Kleinfeld ließ sich 1923 ein Haus bauen, das jetzt seinem Schwiegerjohn, dem Kreisangestellten Wilhelm Grebe gehört, und bald darauf (1923/24) errichtete der Oberpostsekretär Adolf Grebe das Nachbarhaus, zur Zeit im Besitz von Rentier Joachim Wulf. Damit befinden wir uns bereits auf dem zweiten Schlag des Bauhofes, dem Laeten. II. Der Laeten (up de Laeten, K. v. 1804) stößt schlauchartig an das Bauhofesgebiet heran, weil von ihm und dem folgenden dritten Schlag, Sandfeld genannt, am Sülsdorfer Weg entlang eine 60 Morgen (15 ha) große Siede-

lung 1920 abgechnitten ist (Buchstabe C). Der aus Ollndorf stammende Kaufmann Karl Oldbörp, welcher seit 1893 im Dienst von überseeisch arbeitenden Firmen gestanden (Singapore, Hongkong usw.), sich 1907 verheiratet und mit seiner Familie (seine Frau Emma geb. Holzgrewe stammt aus Dömitz) in Schanghai als Direktor der Ostasienabteilung seiner Firma Wohnung genommen hatte, war dort während des Weltkrieges interniert gewesen und kehrte 1919 nach Deutschland zurück. Er kaufte die Siedelung auf dem Bauhof und ließ sich die bisherige Holländerei bei der Eisenbahnbrücke ausbauen, reiste dann aber mit seinen beiden inzwischen herangewachsenen Kindern nach China zurück, in der Erwartung, seine alten Verbindungen dort wieder aufnehmen zu können. Die Frau sollte einstweilen noch zurückbleiben, doch betraute er mit der Wirtschaft den Bruder Karl des Ollndorfer Hauswirts Hermann Rattunde (vgl. hierüber Krüger-Ploen unter Ollndorf III). Die Rattundes stammen aus Plessin in Pommern. Hermann Rattunde hatte (seit 1916) eine Schwestertochter (Olga Wigger) von Karl Oldbörp zur Frau, sein Bruder Karl Rattunde heiratete (12. Mai 1922) deren Schwester Elisabeth. Die in Schanghai ausbrechenden Wirren, vornehmlich aber sein Gesundheitszustand zwangen Karl Oldbörp, 1936 endgültig in die Heimat zurückzukehren. Seine Wohnung fand er in der „Holländerei“ vor, aber die Siedelung verkaufte er alsbald an Karl Rattunde, dessen Frau ja jetzt eine Nichte von ihm war. Im Mai 1941 ist er im 72. Lebensjahr gestorben.

Gegenüber auf der Westseite der Chaussee liegt der Kavalier (Buchstabe D), in grauer Vorzeit auch ein Nebenschlag des Bauhofes, dann den Schönberger Bürgern, soweit sie sich als Hausbesitzer ausweisen konnten, zum Kartoffelland überwiesen. Der Kavalier wird von der Eisenbahn durchschnitten. Auf dem stadtwärts liegenden Teil hat sich seit Anlegung der Zwachtmannstraße (vgl. M. 1928/3) und Modernisierung des alten Rupendorfer Weges zur Adolf-Hitler-Straße eine lebhafteste Bautätigkeit entwickelt. Wir haben hier die große Landwirtschaftsschule, das Hermann-Göring-Heim und eine Anzahl stattlicher Häuser, es steht aber immer noch eine nicht unbedeutende Ackerfläche zu Verfügung. Auf einer Anhöhe, dem Schmiedemeister Dräger gehörig, ist im August 1912 ein Urnenfund gemacht worden, den wir als vorgeschichtliche Wohnanlage zu deuten haben (vgl. M. 1923, Heft 2, S. 20). Ursprünglich unterschied man einen Großen und Kleinen Kavalier, doch ist letzterer in seinem Namen längst vergessen. Er gehörte nicht zur Domäne, sondern zum Amtsgebiet, wie ja auch Brennerei und Holländerei stets Sonderpachtungen gewesen sind, unbeschadet dessen, daß der Bauhofpächter zugleich Brennereipächter war. Über den Kleinen Kavalier ist die Lübecker Chaussee geführt worden (1844), desgleichen 1870 die Abzweigung nach dem Bahnhof. Wo die „Hl. Kreuzkapelle“ gestanden hat, nach der unser Kapellenteich seinen Namen führt, wissen wir nicht. Nach einer alten Volksüberlieferung soll man von ihr beim Bau der Brennerei Fundamentreste, ja sogar noch Skelette, die auf einen alten Bestattungsplatz schließen ließen, gefunden haben. Danach hätte die Kapelle hart am Kapellenteich gelegen. Von diesem schenkte der Bischof Christophorus am 28. März 1552 seinem Schönberger Stiftpfandmann Caspar von Warnstedt neben anderen wertvollen Zuwendungen auch die Fischereigerechtsame „in dem Pole bei der Kapelle“ (vgl. Schönberger Anz. 7. 11. 1938). Die alten Landreitergärten und -wiesen auf dem Kleinen Kavalier übereignete der Großherzog unserer Schützenzunft, als sie sich Schießstände, Schützengarten und Schützenhaus (als fertig gemeldet am 18. Januar 1877) darauf anlegen wollte. Schließlich hat er der Stadt auch noch (1907) den Platz zum Stadtpark geschenkt.

Ein paar Schritte über die Eisenbahnbrücke führen uns zu den Arbeiterwohnungen des Bauhofes. Es sind schmucke und sauber ge-

haltene Heimstätten innerhalb kleiner Hausgärten, zwischen denen das mit einem Hirschgeweih gekennzeichnete Forstgehöft auffällt. Wie das hierher kommt? Es war ganz früh Chausseehaus, muß also 1844 oder kurze Zeit später erbaut sein. Nachdem es als solches überflüssig geworden war, erhielten es die Exekutoren von der Großhfl. Hauptkasse (Studier, Jonas, Krüger) zur Dienstwohnung. Schließlich wurde die Zweckbestimmung abermals geändert, als 1918 die Landvogtei aufhörte. Fortab ist es Försterwohnung (Heinrich Schulze, Richard Hirschert, Georg Gehrle).

Der Kadavler reicht bis zum Stubbendiek (Nr. 12) herunter, dessen Abfluß die Grenze bildet und durch die Zägenwisch unter der jetzigen Adolf-Hitler-Strasse hindurch in den Oberteich führt. Der Stubbendiek (sein Name deutet auf ausgerodete Stubben, also auf starke Bewaldung) muß ehemals ein wasserreicher Teich gewesen sein, denn die alte Lübecker Landstrasse führte um ihn herum und hatte eine Brücke nötig für den noch heute recht kräftigen Zufluß vom Bauhofsfeld her. Wir stellen vom Stubbendiek aus die Lage der weiteren Schläge des Bauhofsfeldes fest.

III. Das Sandfeld, hinter der Rattundischen Siedelung am Sülsdorfer Weg entlang und nach links über ihn hinausgreifend bis zum Kleinfelder Zuschlag. Die Feldscheune (Nr. 13) ist 1914 erbaut. Es folgt

IV. Hoher Eichschlag, ganz an die Forst grenzend. In alten Urkunden heißt es oft „bi de hoog Eik“, es muß also hier ein derartiges Wahrzeichen gestanden haben.

V. Tempelschlag. Auf ihm die Höhenmarke 78,6. Beherrschend mit einer prächtigen Aussicht (vgl. „Quellen der Heimat“ Serie F, 1, S. 15) und weithin ins Auge fallend erhebt sich hier der Gapberg (1804 unverstanden Cap-Berg), abgelenkt von gapen = gucken, weithinschauend, vgl. den Gapberg bei Teschow. Es ist Nr. 14 auf unserer Kartenskizze.

VI. Hohes Wendfeld, an der Chaussee entlang, die hier zwischen K.-St. 2,5 bis K.-St. 3,4 den „Hämbarg“, d. i. Hofberg, überwindet, bis zur Sülsdorfer Scheide. Auf der Karte v. 1804 ist noch der Rabenberg verzeichnet (Nr. 15), jetzt unbekannt.

VII. Lübscher Camp, auch Lübscher Diekschlag, immer noch rechts von der Chaussee. Mit Lübscher Diek scheint der Stubbendiek gemeint zu sein. Bei ihm sind wir am Ausgangspunkt zurückgetehrt. Es fehlen nun noch die beiden Schläge links, also westlich von der Chaussee.

VIII. Wendfeld (Nedder Wendfeld). Niedriges Wendfeld zum Unterschied vom hohen Wendfeld (s. oben).

IX. Ziegeleischlag. Die (anscheinend sehr alte) Ziegelei, nach der dieser Schlag seinen Namen hat, lag an dem Wege zum Rupensdorfer Holz (unter Nr. 16). Der Weg führte damals um die Ziegelei herum und ist erst nach Einstellung des Betriebes gerade gelegt worden. An den zahlreichen Lehm- und Mergelkuhlen auf dem Wendfelde sieht man, daß der Ziegler zuletzt die nötige Erde mühsam sich hat zusammensuchen müssen. Der Ziegeleiacker (Nr. 17) wurde ab Mai 1920 von dem Viehhändler und Schafhalter Joachim Kobrahn als Weideland in Pacht genommen, mußte aber nach Ablauf der Pachtzeit Januar 1940 an die Domäne zurückgegeben werden. Eine besondere Geschichte hat die angrenzende Fronerei. Sie könnte beginnen mit dem alten Schönberger Richtschwert, das bei uns im Heimatmuseum hängt und mit seiner Inschrift kundgibt: *Die Herren steuren / dem Unheil und / Ich exsequire / Ihr Endt urtheil.* Eine Jahreszahl steht nicht auf dem schaurigen Instrument, doch Schreiberart und Schriftzier deuten auf die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wir dürfen annehmen, daß der Stifthsauptmann Glamor von Mandelslo zur Zeit des 30jährigen Krieges damit regierte, als ihm im Amte Schönberg das Recht über Hals und Hand anvertraut war. Es kann auch von Galgenberg und Galgenmoor, von Köppenbergr und Köppenmoor erzählt wer-

den, die nicht nur auf einem alten Stadtplan von 1736 verzeichnet sind, sondern auch als Flurnamen bis in unsere Zeit hinein sich erhalten haben. Wenn nun dem Armen Sünder / Ist abgesprochen sein Leben / So ist er mir / In meine Hand gegeben steht weiter auf dem Richtschwert, und der es zu führen hatte, war der Scharfrichter oder Fron (vgl. auch Horn I, S. 56—60). Zu seinen Einkünften gehörte das Fell vom gefallenen Vieh, das er „abdecken“ durfte. Schon auf unserer Karte von 1747 ist als letztes Haus in der Ecke der Hinterstraße die Fronerey verzeichnet, doch ohne den Namen der Persönlichkeit, die darauf wirtschaftet. Da die letzte Hinrichtung 1770 stattgefunden haben soll, beschränkte sich die Tätigkeit des Fronen fortan auf die „Abdeckerei“. Er wohnte in dem kleinen grünen Häuschen, das noch jetzt dort steht („Im Winkel“ Nr. 19, heute im Besitz des Arbeiters Hermann Dill, vor ihm bis 1919 des Arbeiters Wilhelm Söll, der es 1895 gekauft hat). Die Fronerei gehörte zu den „Herrschaftlichen Monopolen“. Es ließ sich nicht ermitteln, wie der Dr. med. Aug. Christian Diederich Hennings in Lübeck, später in Berlin, Inhaber des Monopols geworden ist, er hielt sich als Pächter in Schönberg den Halbmeister Hitz, dann um 1843 den Halbmeister Johann Christian Friedrich Witting. Dieser ist 25. 3. 1815 geboren und war verheiratet mit Magdalena geb. Walster aus Klocksdorf, wo sie 22. 3. 1829 geboren wurde. Schon der Vater Johann Friedrich Witting wird bei der Geburt des Sohnes, also 1815, als Halbmeister in Schönberg bezeichnet. Übrigens heißt er in dieser Taufurkunde Hans, in einer späteren Johann. Der Schlachtermeister Heinr. Witting in der Wasserstraße († 10. 5. 1910) ist sein Bruder gewesen. Durch Kaufkontrakt vom 28. 9. 1845 übergibt Hennings sein Monopol nebst Grundstück an Witting, der die Fronerei bis 1870 allein betreibt und sie dann an einen Heinr. Schulz verpachtet. Von Schulz übernimmt 1882 Peter Fanzelow die Pachtung, und auf diesen folgt 1893 Fritz Siggelkow, aber nur auf ganz kurze Zeit, denn schon am 2. 6. 1894 wird der Kaufvertrag zwischen dem Halbmeister Friedr. Witting und dem Rentier Friedr. Rahe aus Güstrow aufgesetzt, wodurch dieser „das Wohnhaus Nr. 78 nebst Fabrikgebäuden in der Sandgrube“ für 1000 RM erwirbt. Das kleine grüne Häuschen, damals noch Achterstraße Nr. 78, hatte seine jahrhundertelange Bestimmung verloren, als Rahe die Fronerei auf die Bauhöfer Feldmark verlegte. In dem Häuschen war vor Menschengedenken die Abdeckerei betrieben worden, indem man die abgehäuteten Tierleiber auf dem Gelände nach dem Ende der Wallstraße hin einfach verscharrte, wofür die noch heute im Dillschen Garten zahlreich aus Licht kommenden Knochen der Beweis sind. Es hat ein Recht darauf bestanden, denn das ehemals mit Weichholz bestandene Sumpfgelände führt den Namen „Gerichts-Moor“ (Hobberger Bruch, 1726), und wer sich begraben lassen wollte, kam auf den „Schweden Barg“, d. i. der Alte Kirchhof hinter der Wallstraße, der Hovetberg (1694) oder Hochberg = Gerichtsberg. Zwar hatten sich die Fronereipächter in den letzten Jahrzehnten angewöhnt, ihre Tätigkeit nach der Schinderkühle beim Galgenberg zu verlegen (s. oben), zum mindesten die Kadaver dort einzugraben. Es blieb aber doch noch genug an üblen Gerüchen zurück, so daß der Wunsch der Regierung auf einen „Ausbau“ verständlich wurde. Der alte Witting ist am 3. Juni 1896 im 81. Lebensjahre gestorben. Seitdem er nach Verpachtung der Fronerei mit diesem Geschäft unmittelbar nichts mehr zu tun hatte, widmete er sich ganz der Tierarzneikunst, wird sonst aber schon 1860 als praktischer Tierarzt aufgeführt. Nicht unwesentlich mag damit zusammenhängen, daß sein einziger Sohn Gustav Medizin studierte. Er lebte als Arzt in Berlin und war mit einer geb. Köppler verheiratet. Die Ehe blieb kinderlos. Die beiden Wittingschen Töchter sind nach Lübeck verheiratet, eine davon, Amalie, mit dem Hauptlehrer (Rektor) Heinr. Müller, der 16. 7. 1906 gestorben ist. Von dessen zwei Töchtern ist

die eine an den Kunstmaler und Oberzeichenlehrer am Katharineum Karl Sondermann († Januar 1926) verheiratet gewesen, die andere, Margarete, ist die Gattin des Studiendirektors F. Warnde, unseres hochgeschätzten Mitarbeiters und wissenschaftlichen Beraters.

Friedrich Rahe übernahm die Fronerei auf dem Bauhofsfelde am 5. August 1895. Er baute sich zunächst nur Wohnhaus nebst Katen, richtete sich aber alsbald eine hochmoderne Viehverwertungsanstalt ein. Seine Nachfolger Gebhardt (um 1900), Hermann Dochow aus Neubrandenburg (1902) und Karl Rieck (1910) aus Neustrelitz, wo er Bäcker und Malter gewesen war, setzten das Unternehmen fort. Dann kam 1930 Rudolf Mahlit, ebenfalls aus Neustrelitz. Mit ihm hörte die eigentliche Fronerei auf. Sie wurde nach Grevesmühlen verlegt und das Gewese unter Hinzunahme einer vergrößerten Ackerfläche (die Vermessung am 30. Januar 1933 ergab 4,60,87 ha) in eine Siedlung umgewandelt, die der Strafanstalts-Oberwachtmeister a. D. Wilhelm Bölz 20. Dezember 1933 übernahm.

Zu beiden Seiten des Weges, der zur Fronerei führt, liegt das Osterfeld (Buchstabe E), dessen Acker von altersher im Besitz der Schönberger Bürger und Bauleute ist. An das Osterfeld grenzt in Richtung auf die Bahn, also neben dem Großen Kavaller, der sogenannte Drostenaeker (Buchstabe F). Als Landdrost Freiherr von Malzkahn ihn in Selbstbewirtschaftung nahm, ließ er ihn sich durch Bauhofsaeker erweitern. Nachdem die Landvogtei aufgehört hatte, fiel er an die Regierung zurück, die ihn verpachtete. Durch Kaufvertrag vom 11. 10. 1940 hat dann die Stadt Schönberg den Drostenaeker sowie die auf der Gemarkung des Bauhofes liegende Ziegeleikoppel im Gesamtumfang von 10,75 ha für 10 000 RM erworben. Sie tat das, um Gegenwerte für Wiesen und Rohrplagen, die sie für eine groß angelegte Teichwirtschaft nötig hatte, bieten zu können.

Das städtische Gelände südlich von der Bahn, bekannt unter dem Namen „Kupensdorfer Feld“ (Buchstabe G) wird vom Kupensdorfer Weg durchschnitten. Es war in Parzellen verpachtet, ist aber neuerdings in seinem an der Bahn liegenden Teil von den Kupensdorfer Bauern wieder eingetauscht worden. Doch hat die Stadt eine größere Fläche für Bauplätze behalten, die an den in den beiden letzten Jahrzehnten nach und nach abgetragenen und in einen modernen „Sportplatz“ umgewandelten alten Sandberg grenzt. Heute schon leuchtet hier weithin eine erfreulich große Zahl von Arbeiterwohnungen: ein beginnendes „Neu-Schönberg“.

Im Gegensatz dazu liegt tief unten die alte „Flachsfabrik“. Schon 1862 hatte der damalige Amtmann Karl Drews die Erlaubnis erhalten, auf einem Platz von 190 □ R am alten Sandberge eine Flachsverwertungsanstalt zu errichten, wie er sie von seiner Heimat her kannte. Ein Wohnhaus baute er nicht. Der von ihm gehaltene unverheiratete Verwalter mußte sein Schreibwerk in einem Bretterverschlag erledigen. Das blieb auch bei der Witwe Drews noch so. Erst als deren Tochter Christine am 10. Mai 1892 ihren Inspektor Hoffbauer (* 14. 2. 1845) geheiratet hatte und beide die „Flachsfabrik“ übernahmen, wurde das Wohnhaus dazu gebaut. Als Material soll, so wird erzählt, von der alten Brennerlei, deren Pächter zuletzt der Bruder Fritz Drews (der Zirzower) gewesen ist und die nun zur Holländerlei umgewandelt wurde (Schramm!), einiges verwandt worden sein. Da der Flachsbau in den 90er Jahren auch bei uns fast restlos aufhörte, baute Hoffbauer seine „Fabrik“ zu einer Sägerei um. Aber er starb 30. Juni 1916. Frau Hoffbauer versuchte den Betrieb fortzusetzen, als am 27. Febr. 1917 das gesamte große Holzlager vom Feuer vernichtet wurde. Damit begann der Verfall des Geweses, dem z. Bt. nur noch das nackte Gemäuer des Wohnhauses Widerstand bietet.

Blau

(Eine Buchbesprechung)

Von Erwin Saff

Im Verlag Karl Wachholz, Neumünster, erscheint das „Mecklenburgische Wörterbuch“, herausgegeben von Prof. Richard Wossidlo und Universitätsprofessor Dr. Teuchert. Soeben liegt die jüngste (8.) Lieferung vor (W i t a u p i e r d bis B o o t.) Das überaus interessante Heft bietet eine Fülle von plattdeutschen Ausdrücken, die im einzelnen weit darüber hinausgeht, was sonst schlecht hin ein Dialekt-Wörterbuch zu bieten hat. Ich greife den Begriff „blag“ (blau) heraus, um darzulegen, mit welcher Gründlichkeit und Vielseitigkeit ein Wort behandelt ist. Selbst der Laie verspürt ein leises Nachklingen aus früherer Zeit und fühlt den stillen Humor, der manchen Ausdruck umrankt. So kann man tatsächlich sein „blaues Wunder“ erleben, diesmal aber nach der freundlichen Seite.

„Blag“ braucht nicht immer blau zu bedeuten. So bezeichnet man den Grüntohl mit „blagen Kohl“ und einen rothaarigen Menschen als Blagkopp. Sehr oft wird blag in Verbindung mit anderen Farben gebracht. Wenn jemand sich in eine Prügelei einläßt, so kann es geschehen, „dat he brun un blag slahn ward“. In einem alten Rugeburgischen Bauerngericht, das um 1600 in Bockelsdorf tagt, wird auf uralte Rechtsformeln Bezug genommen (s. „Mitteilungen“ Jahrg. 1919, Heft 2/3 S. 37), wenn „braun und blau“ (also eine unblutige Körperverletzung) mit einer Buße von 1 Thaler und 4 Schilling geahndet werden soll. Es kann sich aber auch ein Langschläfer „blag un brun liggen“, wie man ihm spottend zuruft. Der Schulmeister muß sich die scherzhafte Bezeichnung „Blausärber“ gefallen lassen, weil er den Stod zu gebrauchen pflegt.

Man kann auch sonst zu recht blauem Ansehen gelangen. Der Arger färbt bekanntlich blau. Die blaue Nase als Kennzeichen eines Alkoholfreundes kann die Folge eines reichlich und oft genossenen „blagen Twierns“, eines Kartoffelschnapfes minderer Güte, sein. Die kugelförmige blaue Schnapsflasche ist verlockend mit dem duftenden Sprit gefüllt, und ehe sie unversehens in Scherben geht, „will ich den blagen Hund man noch eins in'n Hoors liffen“.

Eine Antwort, gegen die nicht viel eingewendet werden kann, erhält man auf die Frage: „Wat sölen wi daun?“ „Holst juch den Buk, dat he nich pfaht, un liggt juch de Rippen nich blag.“ — Daß den Edelleuten, die zwar blaues Blut haben sollen, nachgesagt wird, „de Eddellüd hebbben 'n blag' Gattlock“, erscheint recht unglaubwürdig; hier müßte der Augenschein überzeugen. — Allgemein wird die abgerahmte und mit Wasser durchsetzte Milch abfällig als „blag' Melk“ bezeichnet; sie sei, so sagt man, „so blag' as Brunnemann sien blag' Kaöm“. Allgemein heißt auch die Pumpe „de blag' Kauh“. Vor einem durch schlechte Kost berüchtigten Bauern warnt man die zuziehenden Dienstboten: „Dor sünd vät blag' Kauh!“ „Sei hebbben de blag' Kauh so dull melkt,“ wird gespottet, wenn bei einer Mahlzeit zu dünne Milch vorgesetzt wird. Aber dann heißt es auch wieder bei einem heranziehenden Regenschauer: „De blag' Kauh üttert all wedder!“

Zu den „kulinarischen“ Genüssen einer früheren Zeit gehörte der „blage Sinnerk“, eine Mischung von gewässerter Milch und wenig Reis. Ich erinnere mich aus meiner aktiven Militärzeit, daß der blaue Heinrich an jedem Montag der Woche mehr in die Drangtonne schlich, als daß er uns nährte. Aber das war vor dem Weltkrieg.

Als Johann „Meineswegens“ (s. Stromtid III, Kap. 38), welcher meineswegens ein Särber ist, seine beiden Hände aus dem Rahnstädter Kauh-

fatt streckt, hat das zunächst den Erfolg, daß dem Reformverein blau vor Augen wird. Darauf ertönt der Zuruf „Blauholz!“, wobei Kaufmann Kurz seinem Zorn darüber Luft macht, daß der Unglücksfärber keinen Indigo von ihm beziehe. Blauholz kommt aus Südamerika und wurde ehemals viel gebraucht (Kampeschebaum, Haematoxylin campeckianum, liefert das Kampecheholz, das den Farbstoff Hämatoxylin enthält).

Solange der Indigo nicht allgemein bekannt war, verwendete man zum Blaufärben von Leinen und Wolle Waid und Krapp. Die blaue Farbe herrschte in der Tracht der Mägde und Knechte vor. „De Knechts drögen 'ne Jaed von blag' Bai“ und die Mädchen während der Ernte „ne blage, druckte Blus“. Unsere Großmütter trugen auf dem Lande noch viel blaue Arbeitsschürzen. „De Deterowischen Kollhüxen drägen blag' Bücksen.“ Verdauungsstörungen endeten zuweilen ungewollt so, daß „dat in 'de blag' Bücks gieng“. Ein kleiner blauer Fleck zwischen verhangenen Wolken morgens gegen 9 Uhr, ein Stück, „dat dor ne blag' Bücks ut maakt warden kann“, bringt begründete Aussicht auf gutes Wetter.

Für das sog. Blaumachen, das den Montag arbeitsfrei ließ, hat man heute kein Verständnis mehr. Ursprünglich war es nur ein Montag im Jahr, nämlich der vor Aschermittwoch, an dem die Arbeit ruhte und die katholische Kirche bei blau verhangenem Altar felebrierte. „Hüt möten wi woll noch 'n Blagen maken“, soll eine „lobenswerte“ Redensart der Maurer gewesen sein, wenn sich am blauen Himmel ein Regenwölkchen zeigte. — „Dat stigg blag up an'n Häwen“ bedeutet ein heraufziehendes Gewitter. Unangenehm fällt auf, wer „dat Blage von'n Himmel lügg“. „Dat ward tau blag“, ruft man jemand zu, dessen Erzählung unanständig wird. „Blagen Durweg!“ lautet der Kegeleuf, wenn beide Eckegel gefallen sind.

Vieles, was da krencht und fleucht, wird mit der blauen Farbe bedacht. So spricht man von „de blagen Muskanten“ (Hornisse), von „de blag' Preuß“ (Mattertopf), „blage Söschchen“ (Leberblümchen, auch Beilchen), „blage Düffel“ (blaufortige Kartoffel) und „de blagen Dragoners ut Mecklenborg“. „Blag' as ne Träms“ (Kornblume, Centaurea cyanus) können Gesichter aussehen, wenn sie frieren.

Die Färber machen sich berufsmäßig die Hände blau. „Blage Finger maken“ bedeutet aber auch stehen, ähnlich dem Sage „lange Finger machen“. Diebe, Gaukler, Zauberer werden oft mit der blauen Farbe bezeichnet. Sie machen „blauen Dunst“. „So ys nicht wunder, dat de Dübel synen Instrumenten einen blagen Dunst vor de Egen maket.“ Die weite Ferne verschwindet im blauen Dunst, und die Gedanken „gahn in't Blage“. Weniger bekannt dürfte der Verweis eines unartigen Kindes sein, dem angedroht wird, „du stimmst nah de blage Wisch“.

Ob die blaue Farbe in der Volksüberlieferung bewußt gewählt ist, läßt sich nicht immer klar nachweisen, obzwar sie sinnvoll auftritt. Anruf an den Storch: „Wenn de blagen Plummen up'n Telgen glummen.“ — „Oll Wiß, oll Wiß, oll Haur, fleig ober 'n blanken Mauer, fleig ober 'n blagen Himmel.“ Zum Marienfäserchen spricht man: „Sünneworm, fleig nah'n blagen Himmel rin.“

Blau ist neben schwarz die Totenfarbe. Sobald ein Schiffer auf Fahrt stirbt, wird der obere Rand des Schiffes mit blauer Farbe angestrichen. Mancherorts legt man einer verstorbenen Frau „'n blagen Rod un 'n blag-siden Dant“ mit in den Sarg. Die Totenfrau, „de Dodenkleedersch“, trägt eine blaue Schürze, aus der sie „hölten Kringle“ (ein Gebäck) an die „Folgers“ verteilt. Bei Halbtrauer sind im Rakeburgischen blaubunte Bänder getragen worden. Die Tränen, welche die Königstochter am Grabe ihres Vaters weint, werden zu blauen Blumen (in der Sage bei Bartsch I, Nr. 273). Selbstverständlich schimmert auch die Geisterwelt in blau. Der Teufel

umhängt sich mit blauem Mantel; seinen blauen Hut schmückt eine blaue Feder. Hexen und Wespenster bedorzen ebenfalls blau. Dagegen vertreibt man Hexen, indem ein blauer und ein roter Stein um das Dorf herumgetragen wird. Der Schatzgräber hat „ne blag' Bücks un 'n blagen Rod“ an. Petermännchens Gewand „is half rot, half blag' inne Krüz“.

Aberprüft man die Farbe angestrichener oder getünchter Häuser, so fällt auf, daß die intensivste blaue Farbe wenig oder gar nicht in Erscheinung tritt. Die blaue Farbe wird als kalte Farbe empfunden, sie schreckt ab. Bekannt ist die Tatsache, daß selbst Tiere sie nicht lieben. (Blauer Fliegenbraut vor den Fenstern oder als Glode zum Schutz der Speisen.) Dagegen findet man einen blauen Anstrich sehr oft bei der Einfriedigung des Hofes an der Straßenseite, bei bäuerlichen Wirtschaftsgeräten, wie Eggen, Wagenrädern und Wagenleitern, überhaupt bei dem ganzen Arbeitswagen. In alten Bauernhäusern sind auch auf der dem Felde zugekehrten Wohnseite die niedrigen kleinen Fenster blau gestrichen, und in der sonst weiß getünchten Dönz läuft ringsum ein tiefblaues Paneel. De Dra! bringt einem Geld, wenn man eine blaue Schürze vors Fenster hängt oder einen blauen Fliden zum Fenster hinauswirft.

Die blaue Farbe dient zur Abwehr des Übels, um den Wohlstand zu begründen. — Wenn die Kühe im Frühling auf die Weide getrieben werden, soll man, um sie vor Schaden zu bewahren, ein Ei in einer blauen Schürze vor die Stalltür legen. Die Göffel setzt man auf eine auf Gras ausgebreitete blaue Schürze. Um Göffel vor Behexung zu schützen, steckt man sie „dörch ne blag' linn Bücksentül“. Damit die Bienen nicht fortfliegen, muß eine Frau „'n Timpen von ne blag' linn Schöri“ in den Mund nehmen. „Farlen möten in 'ne blag' Schöri haalt warden.“ Das Mittel, um das von Läusen befallene Vieh zu säubern, ist reichlich umständlich. Man muß in der Johannisnacht drei der Übeltäter „nah de Feldscheid bringen, dor up 'n viertantig Stück blau Linnen hofelieren un dat öwer de Scheid' smiten“. Wenig vertrauenerweckend ist das Verfahren, Hunde vor der Seuche zu schützen. Man läßt den gefährdeten Vierbeiner eine Elle blaugefärbter Wolle hinunterwürgen. Gegen „Startwurm“ hilft ein Gerstenkorn, das man in den aufgeschnittenen Schwanz legt und „mit 'ne blag Lunt“ verbindet. Fieber, Inshott, Räwfo kann man mit „de blag Schöri“ beseitigen. Lose Zähne der Kuh werden wieder fest, wenn man sie „mit Wolt un Solt un 'ne blag' Schöri“ andrückt. Soll die Paarung von Bulle und Kuh Erfolg haben, muß man die Kuh „mit 'ne blag Schöri vor de Ogen slahn“. Wenn die Kuh zum erstenmal kalbt, „steiht se as 'n Lamm“, sobald man ihr eine blaue Schürze überwirft; beim Anmelken einer Starke trocknet man das Euter mit einer blauen Schürze ab. Flachs gedeiht am besten, wenn er aus einer blauen Schürze gefät wird. Aber wenn einem eine Frau begegnet, die eine blaue Schürze trägt, dann soll das Unheil bringen.

Das Geldfeuer erstickt man mit einer blauen Schürze. Sieht man bei Nacht eine blaue Flamme auf dem Boden brennen, so liegt darunter ein Schatz vergraben. Der Schlangenkönig (Sage) legt seine goldene Krone auf einer blauen Schürze ab.

Doch genug der Beispiele. Ob im Hest der Begriff blag behandelt wird oder Bom (Baum) oder Boors (Wursh) — letzterer verleitet besonders zum handgreiflichen Reim —, immer kommt der Verstand auf seine Rechnung und immer das Gemüt. Wie schön ist doch unsere alte Muttersprache! Wer sie wortfarg und wandlungsarm nennt, kennt sie nicht. Es gibt ein Mittel, sich ihr wieder zu nähern. Sprich deine Heimatsprache, sprich Plattdeutsch!

Dat Lechel

Von Hermann Warnke

In Streifiger Platt

„Kork! kümmt du of mit nah den Wagenplatz? Dor fall hüt Rahmidag Roggen inführt warden, wiln doch mal sehn, wat se all mitnehmen un wer dor all bi sünd!“

„Dat's gewiß,“ seggt Kork, „man los.“

De beiden Männ dep in de Hofentäsch, obschonst de Kreih vör Sitt up den Tun jappt, stahn Kork un August up den Wagenplatz und kieken sif de Affohrt mit an. Frix Schult sitt all up de Sadelmähr, denn he fall hüt betto führen. Wat'n Spaß! He hölt de Pietisch so steil in de Hand un sitt so stur, as wenn he den Großherzog hinn in den Wagen har. Alle Dag führt keen mit Vier lang!

Kork lidd em so mißgünschen an un denkt: „Na töw man, echter Joher sühr id of all betto!“

Jehann har de Kiepen un dat Lechel von de Utgeban (Ramsell) halt un hing allens an den Lerraboom. De beiden Stafelforten würden richtig fast stellt, dat se nich runna glieden künn, un dunn kem dat läwige Inven-tor an de Keeg, de beiden Mäkens as Ladens un de beiden Knechts as Stafers. Se hängten sif dörch de Lerrerspraten un sett'n sif mittwärts up dat Wagenbrett, denn dor studekt dat nich so. As all's god verstant wier, rep de Börknecht Frix Schulten to: „Nu man los.“ „Jü!“, seggt Frix, knallt mit de Pietisch un zudekt af.

„Du, August,“ seggt Kork, „hest du dor woll Paß up geben, dat Jehann 'n ganz niegen Lechel an'n Lerraboom bunn hett?“ „Brut id nich,“ seggt August, „id bün doch dormit bi wäst, as de Radmoker em fabriziert hett.“ „Na, nu ward't Dag,“ röppt Kork, „dat is doch as so 'n liitt Fatt, un sowat maken doch de Böttchers!“ „Schwieg man still,“ giwt em August to Antwort, „uns Radmoka kann alls, woto is he süß Radmoka? Jä hew mi dat genau ankäfen. Jerst schneed he sif de beiden Borns ut un denn maht he de lütten Stäw, all ut bäuken Holt, un sett't de Stäw üm de Borns rüm. Tüschen de Stäw klemmt he 'n Einn Schülz (Schilf), denn süs ward dat Lechel nich dicht, wenn he von jede Sied her 'n Ring von Wiedenschänen rupschleit. Nu fehlt bloß noch dat Mundstück up dat Tapploch — äöwer dor nimmt he 'n Stück Eelenholt to — un farig is de Bix. Dat Einn Sträng, wo dat Lechel mit uphängt ward, find't sif of woll noch, wenn't brukt warden fall.“

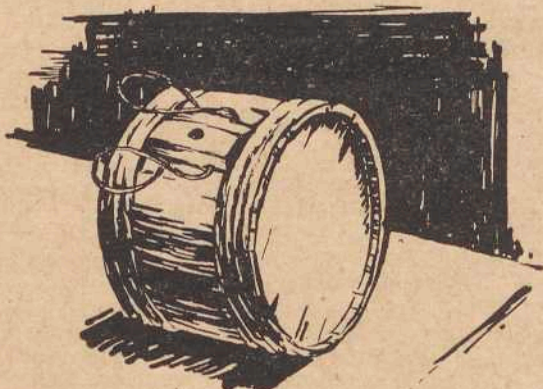
„Kiel,“ seggt August, „dat har id mi schlimmer dacht.“

Mit de Wiel is de Aufswagen bi dat Roggenfeld ankamen. Minna Hasen steckt de Fuddakiep in de Hood, äöwa Jehann, wat de Börknecht is, lett sif dat nich nehmen, för dat Lechel to sorgen. He seggt dat unna de grot Wied in'n Schatten un dekt sienen Kettel doräöwa. „So bliwt dat köhla,“ seggt he. Minna lacht: „Ja — wenn uns Jehann sien Lechel nich mitträgen har, denn wier't 'n Mallür worn. Jehann is mit de Buddel grot maht, dorvon plagt em ümmer de Döft. Up dat Striekelbier hett he sif of god to Kopp sehn!“ „Dumme Diern,“ schellt Jehann, „dat du dat Sticheln nich laten kannst. Ji Langhorigen sünd doch ne Raff' vör sich, dor kümmt 'n mit sien Mul nich mit!“ „Dat lat man,“ seggt Minna, „en god Mulwart hölt of 'n Kiel von'n Liew.“ So geht dat Strieden noch 'n Einn lang wiera. Köwa de Arbeit ward schafft. Een Wagen nah den annern zudekt den Barg dahl, un an de Stellen, wo de Hoden stünn, spaziert de Adabor un söggt Müs'.

„Wurvä! mag de Klock sin,“ seggt Jehann, „mi is so, as wenn dat Lütt Abendbrotstied is! Frix, lop mal hen un hal dat Lechel, if möt ierst ens

drinken.“ „Dat uns man of noch wat,“ seggt Minna, „jūs käänen wi na-her an' Broppen rüfen, Du büst wat nährig.“ Na, so bös wier dat nu all nich meent. Dat Lechel güng reegüm, ädwa man eenmal, denn dor süll of noch wat nahblieben. „Bäta wat as gorniks,“ meent Minna, „dat har jo de Bosß of seggt, dunn kröp he unner de Ag, as 't regent.“ — Dunn wür äten.

„Güt schmeckt dat Drinkend werra bäta,“ seggt Marieten, wat de öllst von de beiden Dierns was. „Jehann hett dat von Kloopmann Schulden halen müßt.“ „Weeten Zi of,“ seggt Jehann, „dat de Frugenslüd vör-dissen ehr Bier sülbst hemm brugen müßt? Rich? Na, denn lat't juch dat vatellen. Jä weet dat von mien Großmudda. As de Utgäban in Groten Schönfeld (b. Feldberg) warn wull, dunn hett de Herr v. Warburg ehr ierst



fragt: „Kannst du of god brugen un haken, mien Diern? süs kann ick di nich brufen.“ Dat wier 1810. Up de groten Häöf brugten se sich all dat Bier, wat se brukten, alleen, un dat wier gornich so ganz wenig, vör allen in 'e Ault. Un god stärk müßt dat bi de Aultköst, bi Striekelbier usw. makt warden, denn de Herrschaft drünk of dorvon. Sogar lüüt Lüüd brugten sülvst, wenn sei jichtens de Todaten Herr ward'n künnen, säden ädwer ein-fach „Drinkend“ dorto, denn tom Dunwarden langt dit Gedränk nich hen.“

„Ja, nu segg mal, Jehann, wo ward dat Brugen denn makt?“, will Minna weeten. „Nu kiel an,“ seggt Jehann, „du büst doch jüs so kloof. Freu di man, dat du nich hunnert Johr ierer lewt hest. Dunn güll de Schnack: Jung, kiel di de Diern ierst an, ob 's of brugen un haken kann. Du harst keenen asfragen! Na, hür to, ick will di dat vefloren! De Haupt-sak bi dat Bierbrugen, müßt du weeten, is dat Molt, un dor hürt goden Gasten to. De Gasten ward in lauwarn Wota inweekt, dat he kient; dor-von ward dat Kurn ganz weel un schmeckt jöt. Nu güttst du dat Wota af un schüffelst dat Kurn in den Backaben. De möt recht heet sin, dat de Ga-sten scharp drögt, bet he orig brun ward, mößt ädwer god uppaffen, dat he nich vebrennt. De lüütten Grütmöllers maken dat hüt noch so, wenn se Sawagrütt maken (Zachow, Carwitz, um 1890). Wenn de geröste Gasten nu up de Schrotmähhl schroot is (dat kann of de Möller dohn), denn is dat Molt farig. Dat ward nu in 'n Molttsack uphägt. Wer 'n recht schönen, schweren Molttsack hett, de prahlt dormit. Süll Bier brugt warden, denn würd dat „anstellt“, so heet dat. In de „Brutien“ (ick glöw, uns Mudda

hett noch so 'n Ding up 'n Bään stahn) göt man twee bet dree Emma lauwarm Wota un schütt' dat Molt dorto, je nahdem, as dat Bier stark wardn süll, mihr orra weniger. Wer Badbarm dorto nehm, schmedt sich dat af. Båta wier Babenbarm. Wenn man em sich nich von dat vörrig Brugels uphågt har, denn wür bi de Nahwasliud anfragt, de grad brugt harn. Weck nehmen of noch Badbeeren. Jera Daglöhner har in olle Tieden steenen Höllbeerboom (Holzbirnenbaum, also unveredelter).

„Wi harn of 'n Höllbeerboom,“ freigt Marieken dortüsch, „Badder hett em dissen Winter irrst aphaugt. He sår, dat frett nich Natt noch Hund, nich mal de Jungens willn sich de Tånen dorup afbråken!“

„Ja, lütt Diern,“ seggt Jehann, „de Beern müßten of ierst henleggt wardn, dat se schön mulsch (weich) würdn, un denn kemen se in 'n Badaben. Mien Mudda hett oft batelt, dat har keen båta Auståten geben, as Klüt un Beeren, wenn dor 'n Stück striepigen Speck inståken wier. Äöwa Höllbeeren harn dat sin müßt, je scharpa (herber), je båta. Un so is of dat Drinkend schön jöt un brun dornah wordn un hett of noch båta gårt. Nu willn wi äöwa den Hoppen nich vagåten, de maht dat Bier krüberich un is of god för de Mag. Vör allen Dingen hól sich dat Bier båta dornah. De Hoppen müßt anbugt wardn. In Triependörp was dat recht Mod, dor bugten se sogor weden tom Bakop. Wenn de Burn in ehru Gorn jon gründig (nasse) Stell harn, denn plannten se dor Hoppen up. To verdrieben wier dat Tafel nich werra, denn dat har tag Wörtel. An lange Stangen rankt de Hoppen hoch, dat wiern de „Hoppenstangen“, un wenn de Frugensliud 'n båten lang in 't Saat scheten willn, denn künn se leicht to dissen Schimprnamen kamen.“

„Dummen Schnack,“ seggt Minna, „sæt di man jülbst an de Nås.“

„War man nich werra bös,“ seggt Jehann, „ick vertell wierer. In 'n Harst was dat Tied, de Hoppen to plüden. Dat maht ümma väl Spåß. Wiel dat rasch gahn müßt, dat he bald drógt, kemen de Knechts un Dienrs un de süs noch Lust harn, 's Abends up den Burhoff tosam, un denn wür de Hoppen von de Stangen plükt. Wenn de Arbeit farig wier, gew dat so 'n lütt Köst mit Kaffee un Kofen, un naher würd danzt. Dat was de „Hoppenköst“. Wat meenst du dorto, Minna?“ Minna sår nix. Se danst to un to giern un dacht woll an de Ausstköst, wo ehr werra de Stümmel flegen sülln.

Marieken frög nu, wat dat to bedüden har: ehr Badder schüll up den Schnieder, de har em de Büx werre so wiet as 'n Hoppensack maht, såd he. Ja, seggt Jehann, dat jünd grote Bierchåpelsjåk, dor würd de Hoppensaak, de doch man ganz licht wier, regt fast rinstoppt, un so verköffen de Burn dat of an 'n Juden, wat se nich tum Egengebruk nehmen. In de Brutien würd nu Molt, Badbeern un Hoppen mit Barm tosamem vógt, un denn gårt dat. Nah 24 bet 28 Stun was dat Bier farig. De Babenboom würd affüllt un to Brotbaden brukt, orre of to dat neegste Brugels uphågt. He müßt öwa öfta anstellt wardn, süs würd he sur. Dat flor Bier tòm nu in 't Fatt, un in dat Fatt steef 'n hólten Gahn, un unner den Gahn würd dat Lechel holln, ween 't wulltappt wardn süll. So — weeten Ji nu Bisheed? Frits, giw mal dat Lechel noch mal rüm, ick hew Döst kregen.“

Marieken: „Wur wier dat nu, wenn dat Bier verköfft wardn süll?“

Jehann: „Denn keem dat of in Fåsser orra of in de groten, dickbutigen grönen Buddels, as se in ollen Tieden hier bi uns in de Feldbarger Gegend up de Glashütten maht worden sünd. Dat Bier müßt äöwa kößl stahn, süs würd dat suer, un denn wier „Hoppen un Molt velurn!“



Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.



I. Unser Heimatkalender (Verlag Lehmann & Bernhardt, Schönberg i. M.) kann auch für das Jahr 1943 noch nicht erscheinen.

II. Der Hopfenanbau ist auch im Rakeburgischen früher allgemein gewesen, das beweist schon das häufige Vorkommen der damit zusammenhängenden Flurnamen, z. B. die Wiese beim Schönberger Bauhof mit der alten Bezeichnung „Hoppendämme“ oder der „Hoppenberg“ auf der Schulzenstelle in Rodenberg (M. 1939, S. 48). Im Süden des Landes werden die zeitweise berühmten Brauereien der Stadt Rakeburg zum Anbau gezeigt haben, allgemein aber war ein Bedürfnis vorhanden nicht nur bei den Domänen, von denen zwangsweise Bier bezogen werden mußte, sondern auch bei den Bauernhöfen überhaupt, die später alle selbst brauten. Das ist heute vorbei. Der Hopfen ist zu einem Unkraut geworden, das für die Wirtschaft lästig werden kann. Die Botaniker nennen ihn *Humulus lupulus*. Das ist bedeutsam. *Humulus* heißt Erdbherrschend, weil er, einmal angepflanzt, nicht wieder zu beseitigen ist; *lupulus* = kleiner Wolf, weil er beaufschlagend wirkt.

Ein starker Bierkonsum ist bei unseren Vorfahren so selbstverständlich gewesen, daß man festliche Veranstaltungen einfach danach benannte: Fensterbier, Kindelbier, Erntebier usw. Bei Entlohnungen außergewöhnlicher Arbeit wird nie vergessen, neben den ausbedingtem Geldbetrag „eine Tonne Bier“ extra einzusetzen. Natürlich riesen die Erntearbeiten einen ganz besonderen Durst hervor. Das dabei zum Löschen gebrauchte und überaus praktische Trinkgefäß, der Lechel, ist aber kaum noch dem Namen nach bekannt. Man muß es schon im Heimatmuseum auffuchen, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will. Das Wort Lechel hängt zusammen mit dem lateinischen *lagena* = Tonne, Faß, auch wohl Flasche. Schiller-Lübbers führt dazu noch Lechelen, Legelen und Legelken an. Beim Wein heißt es im Mittelalter z. B. *lagena* für Tonne. Bd.

III. Was bedeutet der Name Röggelein? — Röggelein, eine ehemalige Burgstätte auf einer in den „Röggeleiner (oder Klocksdorfer) See“ wie ein Horn vorspringenden Halbinsel, verdankt seinen Namen der Wendenzeit und dürfte von dem slavischen Wortstamm *rog* = Horn abgeleitet sein (vgl. *Kriwoj Rog* = krummes Horn; russisches Industriegebiet in der Ukraine, das 1941 von unserer Wehrmacht besetzt worden ist). Andere Ortsnamen unserer engeren Heimat, die wahrscheinlich ebenfalls Ableitungen von dem slavischen Wort *rog* = Horn sind: *Sarau* (am Rakeburger See) = *Sa-rog* = auf dem Horn, *Rogahn* (bei Schwerin), *Rogeez*, *Roggow*, *Roggentin*. Dem Ortsnamen *Rechlin* (bei Lärz) könnte die gleiche ursprüngliche Bedeutung zukommen wie Röggelein; wie ist hier die Voraussetzung der landschaftlichen Lage (auf einem „Horn“) erfüllt? Wie lauten die ältesten urkundlich überlieferten Namensformen für *Rechlin* bei Lärz? D. Stein.

IV. Zu dem Artikel von Dr. Allerding, Lüneburg, über *Siedler aus dem Bardengan* kann man betreffs der Anführung von Sippenamen als Beweismittel noch „*Heitman*“ (vor 1600 schon in Carlow) hineinweisen, als den „Mann aus der (Lüneburger?) Heide“, also vielleicht auch aus dem alten Bardengan. Vgl. auch die Ausführungen von Walter Clafen im „Werden des deutschen Volkes“ über „ingen“-Ortsnamen als Lango-

barden Spuren, welche in der Lüneburger Heide und in Süddeutschland — älterer und neuerer Heimat der „völkerwandernden“ Langobarden (Lombarden) — besonders häufig sind; bei „uns“ Palingen (bei Bardowiek!) — Büttlingen (Medl.-Schwerin) — Rüdling (Holstein) — Tönning (Eiderstedt) — Garding (Eiderstedt) — Hollingstedt (Treenen), — die letzteren im Friesenraum wohl kaum langobardischen Ursprungs; vgl. auch Widing (Svidding) — Wenningstedt (Sylt) — Kolding (Jütland) — Groningen (Westfriesland). Otto Stein.

V. Fr. S. in Mähr.-Schönberg. — Die Forschung nach Ursprung und Deutung unseres Ortsnamens ist noch nicht beendet. Was bis jetzt vorliegt, bedarf der Überprüfung. Für die freundlichen Zuschriften aus Schönberg i. Holstein, sowie aus Güstrow über Schönberg a. d. Dosse sind wir gleichfalls zu verbindlichem Dank verpflichtet. Wir können den Aufschuß über unsern Schönberger Ortsnamen aber einstweilen noch nicht bringen. Besten Gruß! Bb.

VI. Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum. Fortsetzung vom Märzheft 1942.

17. 3.:	Hauptpastor Rüdiger, Schönberg	10,— Ml.
16. 4.:	Pastor Meyer, Selmsdorf	10,— "
20. 4.:	Postamtmann Bernhard Oldorp, Schwerin	5,— "
20. 4.:	Wilhelm Heinrichs, Bad Doberan	10,— "
20. 4.:	August Sehr, Pinnow	10,— "
21. 4.:	Heinrich Brinder, Stodellsdorf	10,— "
21. 4.:	Propst Romberg, Dassow	5,— "
21. 4.:	Rat Präse, Neustrelitz	5,— "
29. 4.:	J. Maack, Schwanbeck	10,— "
9. 5.:	Elise Wigger, Bad Schwartau	10,— "
9. 5.:	Ollmann, Schlagbrügge	2,— "
12. 5.:	M. L.	5,— "
15. 5.:	Oberpostrat Krüger, Berlin	5,70 "
23. 5.:	Amtsrat W. Benick, Al.-Malchow b. Berlin	10,— "
30. 5.:	Willi Maack, Schönberg	20,— "
30. 5.:	Polizeihauptmann Maack, Berlin	20,— "
1. 6.:	R. N., Schwanbeck	10,— "
4. 6.:	Rudolf Beckmann, Neumünster	25,— "
8. 6.:	Wilhelm Thieß, Meiderich	6,70 "
10. 6.:	Rat Präse, Neustrelitz	5,— "
2. 7.:	Otto Stein, i. F.	20,— "
8. 7.:	R. N., Schönberg	20,— "
29. 8.:	Hermann Wulf, Berlin	10,— "

Zusammen: 244,40 Ml.

Mit dem vorigen Bestande von 573,— Ml. haben wir jetzt 817,40 Ml. und sind am Ziel. Allen freundlichen Spendern unseren herzlichsten Dank. Nun müssen wir warten, bis die kriegsbedingten Umstände die Ausführung unseres Planes gestatten. Wir werden ihn nach und nach ausführen. Bb.

Chronik des Vereins

Am 28. April (Dienstag) 1942 fand im Kleinen Saal des Boyeschen Gesellschaftshauses die erste Mitgliederversammlung statt. Wir hatten übersehen, daß die Frauenschaft am gleichen Abend im unteren Gastzimmer sich zu ihrem wöchentlichen „Stoppabend“ einfinden mußte, und einigten uns mit ihr, indem wir sie baten, mit ihren Handarbeiten sich an unsere Tische zu setzen, zumal viele Teilnehmerinnen Mitglieder des Heimatbundes sind. So kam eine erfreulich große Versammlung von annähernd 100 Personen zustande. Einen eigentlichen Vortrag konnten wir zwar nicht bieten, doch stand auf der Tagesordnung außer dem kurzen Kassenbericht ein ausführlicher Jahresbericht, den unser Schriftführer mal wieder in plattdeutscher Sprache abgefaßt hatte. Dabei erwies sich als glücklicher Zufall, daß diese Sylbesterbachtung von 1941 die Wirksamkeit der deutschen Frau als Mutter zum Leitmotiv nahm, wobei das von Rektor Weese ergreifend vorgetragene Gedicht „Letzte Feldpost“ (von Hans Gottschalk, aus „Deutsche Jugendburg“, Jahrg. 1941) ein würdiger Ausklang war. Nach der üblichen Pause las Rektor Weese das lustige Kap. 13 aus dem Roman „Vi Kröger Bolts“ von Helmuth Schröder.

Am 20. Mai 1942 starb, nachdem er am 14. März d. J. sein 89. Lebensjahr begonnen hatte, der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Altmeister der Vorgesichtsforschung

Professor Dr. Dr. h. c. Robert Bely in Schwerin.

Es erübrigt sich, die dem Verstorbenen zu seinem 70., 75., 80. und 85. Geburtstag erwiesenen großen Ehrungen hier aufzuzählen. Die gesamte Tagespresse hat jeweilig darüber berichtet. Mit ihm ist der Letzte in dem Dreigestirn Geinig-Wossido-Bely heimgegangen. Wir vom Schönberger Heimatbund haben das Glück gehabt, daß alle drei Herren uns in Freundschaft verbunden waren, aber am nächsten hat uns der jüngst Entschlafene in immer gleich geliebtem Wohlwollen und nie versagender Hilfsbereitschaft gestanden. Eine besondere Freude war es mir, daß ich für die Festnummer der Zeitschrift „Mecklenburg“ zu seinem 85. Geburtstag einen Aufsatz schreiben durfte mit der Überschrift: „Professor Bely und das Land Raseburg“.

Bd.

Mitgliederverzeichnis

(Fortsetzung vom Märzheft 1942)

	Mitglied seit:
824. Konrektor Theod. Göbe, Lauenburg (Elbe)	1942
825. Lehrer i. R. Karl Piper, Schönberg	1942
826. Frä. Elise Wigger, Bad Schwartau	1942
827. Stadtammann Joh. Mette, Altona	1941
828. Buchhalter Paul Mette, Hamburg	1941
829. Bankassistent Friedr. Mette, Altona	1941
830. Büdner Karl Fenzahn, Krat. b. Pastow	1942
831. Frä. Gudrun Mebe, Lehrerin, Schönberg	1942
832. Kaufmann Hans Raab, Hamburg	1942

KRIEGSHILFSWERK FÜR DAS DEUTSCHE
ROTE KREUZ 1942



1. STRASSENSÄMMLUNG AM 27./28. JUNI

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Donnerstag, den 19. November 1942, abends 8 Uhr
im Schützenhaus (H. Hecht):

II. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen

Die Verhandlungen wegen eines Vortrages schweben noch. Das Ergebnis wird zur gegebenen Zeit bei der Einladung im „Schönberger Anzeiger“ mitgeteilt.

spuren, welche in der Lüneburger Heide und in Süddeutschland —
 und neuerer Heimat der „völkerwandernden“ Langobarden (Lom-
 — besonders häufig sind; bei „uns“ Balingen (bei Bardowick!) —
 in (Medl. Schwerin) — Kiedling (Holstein) — Tönning (Eider-
 Barding (Eiderstedt) — Söllingstedt (Trene), — die letzteren im
 a u m wohl kaum langobardischen Ursprungs: vgl. auch Widing
 Wenningstedt (Sylt) — Kolding (Jütland) — Groningen
 Otto Stein.

Mähr. Schönberg. — Die Forschung nach Ursprung und
 Ortsnamens ist noch nicht beendet. Was bis jetzt
 Überprüfung. Für die freundlichen Zuschriften aus
 sowie aus Güstrow über Schönberg a. d. Dosse sind
 herzlichstem Dank verpflichtet. Wir können den Auf-
 schönberger Ortsnamen aber einstweilen noch nicht
 Bd.

VI. S. be für das Heimatmuseum. Fortsetzung
 vom Mär, 1942.

17. 3.: Hauptm.	Schönberg	10,—	Mf.
16. 4.: Pastor		10,—	"
20. 4.: Postamt	ldörp, Schwerin	5,—	"
20. 4.: Wilhelm	oberan	10,—	"
20. 4.: August Spe		10,—	"
21. 4.: Heinrich Bri		10,—	"
21. 4.: Propst Rombe		5,—	"
21. 4.: Rat Präfcke, Ne		5,—	"
29. 4.: J. Maack, Schw		10,—	"
9. 5.: Elise Wigger, Bad		10,—	"
9. 5.: Ollmann, Schlagbrü		2,—	"
12. 5.: M. L.		5,—	"
15. 5.: Oberpostrat Krüger, B		5,70	"
23. 5.: Amratsrat W. Benick, M.	in	10,—	"
30. 5.: Willi Maack, Schönberg		20,—	"
30. 5.: Polizeihauptmann Maack,		20,—	"
1. 6.: R. N., Schwanbeck		10,—	"
4. 6.: Rudolf Bedmann, Neumünster		25,—	"
8. 6.: Wilhelm Thieß, Meiderich		6,70	"
10. 6.: Rat Präfcke, Neustrelitz		5,—	"
2. 7.: Otto Stein, i. F.		20,—	"
8. 7.: R. N., Schönberg		20,—	"
29. 8.: Hermann Wulf, Berlin		10,—	"

244,40 Mf.

Mit dem vorigen Bestande von 573,— Mf. b
 und sind am Ziel. Allen freundlichen Spendern
 Nun müssen wir warten, bis die kriegsbedingten Un-
 unseres Planes gestatten. Wir werden ihn nach und
 Dank.
 brung
 Bd.

